

## Anlage III.

**Ernst Albert Fritze.**

Sohn des Obermedicinalrathes Dr. Friedrich August Fritze und der Marie Johannette, geborne Reichmann, war geboren am 22. Juli 1791 in dem damals Nassau-Oranischen Städtchen Herborn. Als Knabe besuchte er daselbst das Pädagogium und später die „hohe Schule,“ von welcher er, laut noch vorhandenen sehr guten Testimonien (von der Hand des Professors Beyer) ebensowohl als Liebling der Lehrer, wie Freund seiner Mitschüler im Frühjahr 1809 abging.

Unter acht Geschwistern, dem Alter nach der Fünfte, wurde er frühzeitig gewöhnt, sich den Anordnungen eines durch Thätigkeit geregelten, liebevoll-strengen Hausregiments zu fügen, Jüngeren nach Kräften zu dienen, Aeltern zu gehorchen, Liebe zu empfangen und mit Gegenliebe zu lohnen, wie es das einfache, durch einen guten Wandel bekannte Leben der achtbaren Familie in älterlichen Hause mit sich brachte.

Seine Schul- und Spielgenossen aus jener Zeit bezeichnen ihn als einen gesunden, lebensfrischen Knaben, der mit dem Bewusstsein innerer Kraft schon früh einen gewissen äusseren Anstand verband, lieber mit Aeltern, als Jüngeren Verkehr suchte; übrigens gegen Jeden liebevoll, gegen Bekannte traulich, gegen Freunde offen, überall anspruchlos und natürlich, — kurz so, dass man begreift, wie die zahlreichen Bekanntschaften, die sich aus dieser Zeit herschreiben, entstehen und bei ihm, wie seinen Kameraden bis in die späteren Zeiten im frohesten Andenken bleiben konnten.

Eine besonders wichtige Rolle neben Haus und Schule spielt aber in der Jugendgeschichte des Knaben der ältere Bruder. Vielleicht weniger die Uebereinstimmung im Naturell, als die Gewohnheit gleichartiger Verhältnisse und die von Kindheit an genährte Bruderliebe mögen das zarte Band braver Geschwister zwischen beiden befestigt haben. In Kirche und Schule, bei Arbeit und Erholung, auf Streifzügen in der Umgegend, auf Reisen zu Verwandten etc. waren die Brüder, gleich Castor und Pollux, treue Begleiter. Es muss eine schöne Zeit für den lebensfrohen Jüngling gewesen sein; denn die Eindrücke, welche ihm aus diesen Tagen geblieben sind, gehörten unter allen Verhältnissen zu seinen Lieblings-Erinnerungen, und obschon er Ursache hatte, alle seine Geschwister zu schätzen und achten und sie auch wirklich alle von Herzen liebte; so blieb doch der Jugendgenosse, Bruder August, auf immer im Geheimen mehr oder weniger sein Liebling.

Indessen verfügte das Schicksal schon früh die Trennung der Brüder. Bruder August hatte Lust zur Forstkunde bezeugt und bezog mit Zustimmung der Aeltern das Forstinstitut zu Fuld\*). Ueber die Berufswahl des im älterlichen Hause zurückgebliebenen Sohnes Ernst war man noch nicht auf's Reine gekommen. Die damals schwankenden Zustände Deutschlands, vielleicht auch die geheime Sorge der Aeltern, nicht zwei Söhne zugleich in der Fremde unterhalten zu können, mögen den Wunsch des Vaters, den zweiten Sohn der Medicin zu widmen, suspendirt haben. Der Sohn selbst, gewohnt seine Meinung in kindlicher Pietät den Ansichten der Aeltern stets unterzuordnen, hörte es gern, wenn Vater und Mutter in traulicher Berathung für die Arzneikunde stimmten. In die Anatomie des Menschen und die Vorstudien zur Geburtshülfe hatte ihn der Vater schon während der letzten Schul-

---

\*) Dermalen ist derselbe Königl. Preuss. Oberförster zu Urdenbach im Regierungsbezirk Düsseldorf.

jahre etwas eingeführt und mit grossen Vergnügen bemerkt, dass der Lernende regen Eifer und gute Fortschritte zeigte.

Doch die Zeitumstände geboten es für den Augenblick anders. Denn wir finden den Studiosus der hohen Schule vom Jahr 1810 an auf dem Bureau der Steuer-Direktion für das Sieg-Departement des Grossherzogthums Berg zu Dillenburg, wo er nach reiflichem Ermessen seiner Aeltern und auf den Rath wohlmeinender Freunde bis auf weitere Entscheidung über die Zukunft Unterhalt und Beschäftigung finden sollte.

Die Nähe dieser Station, die Anhänglichkeit an das älterliche Haus, die Hinneigung zu mehreren im Geburtsstädtchen zurückgelassenen Freunden und Lehrern und der angenehme Weg durch das freundliche Dillthal veranlassten an Sonn- und Festtagen regelmässige Besuche bei der lieben Familie in Herborn und das alte Thema der Medicin mag sich nicht selten in die unterhaltenden Gespräche mit eingemischt haben. Den Aeltern konnte wenigstens bei solchen Gelegenheiten nicht unbekannt bleiben, dass das einförmige Leben auf der Schreibstube den heissen Wunsch des Sohnes, sich der Wissenschaft zu widmen, weder befriedigen noch unterdrücken konnte. Der häufige Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Freunden und Lehrern, zu welchen um diese Zeit namentlich der humoristisch gebildete Staats-Prokurator von Meusebach\*) zu Dillenburg und der Conrektor Dresler\*\*) zu Herborn gehörten, mag überdies nicht wenig dazu beigetragen haben, die anfängliche Lauheit des Jünglings gegen das bureaukratische Leben nach und nach zur entschiedenen Abneigung zu steigern. Die endliche Erklärung, nicht länger in dieser Branche zu bleiben, konnte die Aeltern nicht mehr sonderlich überraschen. Die bisher erwogenen Hindernisse

---

\*) Dermalen Geh.-Oberrevisionsrath am rheinischen Revisions- und Cassations-Hof in Berlin.

\*\*) Nachher Professor am Gymnasium zu Weilburg, dann Prof. und Rektor am Pädagogium zu Dillenburg.

wurden bald beseitigt. Im Jahre 1812 traf man Vorkehrungen zum Besuche der Universität. Anfangs April begleitete der Segen der Aeltern den über die Wendung und bestimmtere Richtung seines Schicksals hoch erfreuten Sohn nach Göttingen.

Eine Sammlung lesenswerther Briefe, von der Hand des nachmals bedeutenden Mannes selbst geschrieben, sind nun die Aktenstücke, in welche die späteren Schicksale des Jünglings und Mannes fragmentarisch niedergelegt sind. Sie enthalten freilich nur die einfachsten Pinselstriche zum Gemälde seines Charakters, nur Andeutungen der wichtigsten Momente seines Lebens, so dargestellt, wie sie der Augenblick im Drang der Geschäfte als trauliche Mittheilung für Aeltern und Geschwister zu Papier bringen liess; — nur Familien-Briefe, nicht in der Absicht geschrieben, zu einer Lebensschilderung zu dienen\*). Demungeachtet muss ich bedauern, sie aus Rücksicht für den beschränkten Raum in diese Bogen nicht wörtlich abdrucken lassen zu können. Sie verdienen es. Erlauben werde ich mir aber, hin und wieder kurze Excerpte daraus mitzutheilen, um wenigstens das Bild, was ich hier von dem würdigen Manne zu geben gedenke, mit einigen, von ihm selbst gewählten Farben zu coloriren.

Man hat die Erfahrung gemacht, das junge Leute, welche sich vor dem Besuche der Hochschule, auf ein geringes Einkommen beschränkt, eine Zeit lang in einer praktischen Carrière versucht haben, das Universitäts-Leben besser zu benutzen wussten, als die, welche allzujung von den Schulbänken direkt in die akademischen Hörsäle eintreten. Fritze könnte als Beispiel dienen, diese Wahrnehmung zu bestätigen. Er

---

\*) Verfasser verdankt die Einsicht in diese Briefe und die Erlaubniss zur Benutzung derselben für diese Arbeit dem jüngsten Bruder des Verstorbenen, dem Hofrath Dr. Fritze, dermalen Leibmedicus Ihrer Königl. Hoheit der Frau Herzogin zu Nassau.

gehörte zu den ruhigeren, besonnenen Naturen, welche das jugendliche Aufbrausen des akademischen Lebens von allen Seiten mit ansehen, ja selbst zuweilen einmal mitbrausen können, ohne dabei selbst in Schaum oder Hefe überzugehen. An Genügsamkeit und eine geregelte Thätigkeit gewöhnt, lebte er in stiller Zurückgezogenheit auf einem Stübchen des Gymnasial-Direktors Kirsten, fleissig Collegia besuchend, noch fleissiger sie wiederholend und andere, in sein Fach einschlagende Privat-Studien pflegend.

„Milch und Brod,“ heisst es in einem seiner gemüthlichen Briefe, „sind mein Frühstück, Butterbrod, dazu ein Apfel oder ein Glas Wasser, mein Abendessen. Der Freitisch, durch die Gesellschaft und frohe Laune einiger gleichgesinnter Freunde gewürzt, stillt meinen gesunden Appetit am Mittag. Dann und wann, namentlich an einem schönen Sonntage, mache ich, von einem Freunde begleitet, einen Ausflug in die Umgegend. Um das halbvergessene Latein mir wieder zu vergegenwärtigen, diskutire ich öfter mit meinem sprachgewandten Hausphilister Kirsten, zu dem ich gut stehe, in den Abendstunden Latein, lese zur Abwechslung auch wohl einen griechischen Schriftsteller, folge zuweilen einer Einladung in die Gesellschaften eines meiner lieben Professoren; dabei fühle ich mich wohl, bin vergnügt und heiter.“

In einem andern Schreiben lesen wir: „Für die guten Ermahnungen, bester Vater, die Sie mir in Ihrem Briefe geben, danke ich Ihnen herzlich; versichere Sie aber auch zugleich, dass ich nichts hier vor Augen habe, als meine Studien, dass ich mit unermüdeten Eifer nur auf meine künftige Bestimmung losarbeite und dass nicht ein Schatten unreiner oder schlechter Handlung in meine Seele gekommen ist. . . .“

Mit seinen Familien-Angehörigen in stetem Verkehr zu bleiben, scheint ihm jetzt, wie in allen späteren Verhältnissen ein besonderes Bedürfniss gewesen zu sein. Ausser an den

Geburtstagen der Aeltern, dem Jahreswechsel und andern bestimmten Veranlassungen, sendet er von Göttingen jeden Monat wenigstens einen ausführlichen Brief an die Seinigen, worin alle bemerkenswerthen Vorgänge seines äussern und inneren Lebens eine treue Darstellung finden. Besonders interessant sind seine klaren umfassenden Berichte über den Plan und den Fortgang seiner Studien, das Leben und Treiben der Studenten, die wissenschaftliche Auszeichnung und den Charakter einzelner Professoren, Notizen über Freunde, Landsleute, kleine Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach Cassel zur Familie des, mit dem älterlichen Hause befreundeten damaligen Staatsministers v. Witzleben. Der Umgang mit dieser gebildeten Familie scheint auf die vielseitige Entwicklung seiner Studien und die Gestaltung seiner humanen Lebensansichten von bedeutendem Einfluss gewesen zu sein. Viele seiner damaligen Briefe athmen wenigstens die ungeheuchelte Dankbarkeit für die stets freundliche Aufnahme und bezeugen, dass er nie unbefriedigt aus dem Kreise dieser Familie zurückgekehrt ist.

Zarte Rücksichten für die Aeltern und seine, damals meistens noch unversorgten Geschwister machen es ihm schwer, dann und wann über den Bestand seiner Casse zu berichten, die — beiläufig gesagt — ungeachtet aller Einschränkung nur selten in erfreulichem Zustande gewesen sein muss und ihn, wie seine braven Aeltern, manchmal in Sorgen versetzt haben mag. Es bezeichnet ganz seinen Charakter, wenn man sieht, mit welcher Gewissenhaftigkeit er in solchen Fällen, unaufgefordert, bis auf den letzten Kreuzer Rechnung ablegt und überdies zur Beglaubigung seiner heiligsten Betheuerungen über Fleiss und Sparsamkeit noch Zeugnisse von der Hand seiner Lehrer beifügt, um die Sorgen der Gegenwart mit den Hoffnungen der Zukunft nach Möglichkeit zu mildern und zu vermindern. In einem Schreiben, worin er am Schlusse des ersten Semesters unter den herzlichsten Danksagungen seinen Aeltern den Empfang eines kleinen Wechsels anzeigt,

und den Entschluss ausspricht, die bevorstehenden Ferien in Göttingen zuzubringen, um sich durch Wiederholung der bisher gehörten Vorlesungen für die Vorträge des kommenden Winterhalbjahrs vorzubereiten und sich neben den Uebungen im Griechischen und Lateinischen durch Privat-Unterricht mit der englischen Sprache bekannt zu machen, schreibt er: „Alles habe ich nun bezahlt, keinen Kreuzer Schulden und noch einige Thaler in der Tasche. . . Sollte Gott einst meinen Unternehmungen Segen geben; sollte mir je das Glück zu Theil werden, meinen kleinen Brüdern das ganz sein zu können, was ich ihnen einst sein möchte: dann wird es meine erste Pflicht, meine grösste Wonne sein, alles das Gute, was Sie an mir thun, nach Kräften zu vergelten.“ — Ein beigelegtes Zeugniß von Hofrath Blumenbach lautet also:

„Pflichtmässig und mit wahren Vergnügen bezeuge ich, dass Herr Ernst Albert Fritze, stud. med., aus Herborn nicht nur meine physiologischen und naturhistorischen Vorlesungen mit der musterhaftesten Assiduität frequentirt, sondern auch ausserdem bei meiner näheren Bekanntschaft mit ihm so viele andere Beweise seiner trefflichen Fähigkeiten, so wie seines ernstesten Eifers und Fleisses in seinem Studiren gegeben, dass ich ihn zu meinen vorzüglich geschätzten, hoffnungsvollen Zuhörern rechne.“

Die Zeit, in welcher Fritze zu Göttingen studirte fällt in die Blüthe dieser renomirten Universität. Die Veteranen Heine und Richter hatte er freilich nur noch kurze Zeit hören können: denn sie wurden schon im ersten Semester seines Dortseins mit allgemeinem Bedauern unter den pomphaftesten Ehrenbezeugungen zu Grabe getragen. Dagegen waren Himly, Blumenbach, Oslander, Stromeyer, Langenbeck, Bouterveck, Meyer u. A., damals meistens Männer in den besten Jahren. — Obschon unser Studiosus an keinen dieser Tageshelden von ausgezeichneter Hand Empfehlungen mitgebracht; so hatte ihm doch sein ernstes Benehmen und tüchtiges Wesen in kurzer Zeit bei allen

diesen Leuten Eingang und bei einzelnen derselben eine Achtung verschafft, die uns von der Qualität des jungen Mannes nur die besten Begriffe geben kann.

Fritze strebte bei allen seinen Studien nach Gründlichkeit und Vielseitigkeit. Er war stets darauf bedacht, das Gebäude seines Wissens auf eine breite sichere Grundlage zu errichten und keins der hierzu erforderlichen Mittel unbenutzt zu lassen. Die Naturkunde schien ihm für das medicinische Studium ein Haupt-Schlüssel zu sein. Der vergleichenden Anatomie, der Physiologie, Chemie und Botanik legte er einen besonders grossen Werth bei. Jeden dieser naturhistorischen Zweige machte er eine Zeit lang zu seinem Haupt-Studium. Zugleich sollten ihm die neueren Sprachen den Weg zur Literatur der ausgezeichnetesten europäischen Völker öffnen. Des Französischen war er von Hause aus mächtig. Neben steter Uebung in der englischen Sprache versuchte er sich im Italienischen und Spanischen, theils indem er darin Collegia hörte und Privat-Unterricht nahm, theils den Umgang mit Freunden und Lehrern benutzte, die in diesen Zungen redeten. Von Wichtigkeit in dieser Beziehung wurde ihm die Bekanntschaft mit dem Bibliothekar Professor Bunsen, besonders aber die seines Freundes Studiosus Menke<sup>\*)</sup>. Der Wunsch mit letzterem unter einem Dache zu wohnen, um jeden Augenblick wissenschaftliche und freundschaftliche Ansprache zu haben, konnte ihn sogar bewegen, im zweiten Semester sein Logis mit einem bei Hofrath Waldeck zu wechseln, wie ihn dann auch die Lust zu gründlichen botanischen Studien im dritten Halbjahr in das Haus und die Familie des Professors Schrader in den botanischen Garten zog, obgleich ihm der Abschied von bekannten Verhältnissen, namentlich die Entbehrung seines lieben Latinus Kirsten stets eine unangenehme Sache blieb.

---

\*) Jetzt Doctor der Medicin, Hofrath und Brunnenarzt zu Pyrmont, ebenso bekannt als Arzt, wie ausgezeichnet als Conchyliolog.

Von den deutschen Dichtern, welche ihm besonders die sterilen Tage des Scribentenlebens erträglich machen helfen, konnte er sich auch während der Studien-Jahre um keinen Preis trennen. In Dillenburg hatte er Göthe's neueste Produktionen in der Tasche nachgetragen und gierig aufgenommen; in Göttingen befreundete er sich mit Jean Paul. In einem Briefe, im Juni 1813 an Bruder August geschrieben, sagt er: „Nach Göthe ist mir Jean Paul noch immer „der liebste deutsche Schriftsteller und mit wahrer Wonne „habe ich seinen, im vorigen Jahre erst erschienenen „Fiebel“ „gelesen. Kannst Du den dort bekommen, so versäume ja „nicht, ihn zu lesen. Liess dieses Buch, guter Bruder, und „erfreue Dich, wie ich, an dem alten Vogelsteller, der weichen stillen Engeltrut, der Waldmeisters Tochter und vor „Allem an unserem stillen, frohen Fiebel. Das thu', Bester, „und bald. — Mit dem Lesen von Jean Paul und Göthe verbringe ich jeden Sonntag Nachmittag. Und nuß frage ich, Liebster, wäre es wohl zu verwundern, wenn ich an solchen „Tagen an der Seite eines geliebten Freundes (Menke) „beaglich auf dem Sopha sitzend und in einen „Fiebel,“ in „einen „Quintus Fixlein,“ „Wilhelm Meister,“ „Wahlverwandschaften“ oder so was hineinschend; wäre es wohl zu „verwundern, wenn ich da vor Freude manchmal rein toll „würde?! — Noch ein, bisher ganz unbekanntes Feld habe „ich hier kennen lernen und schon schöne Freuden darauf „geerntet, deren schönste mir jedoch noch bevorstehen, es ist „das Feld der altdutschen Literatur. Zwei lichte, warme „Sonnen, die diesem lang dunkelen und im Froste erstarrten „Felde schön in meiner Nähe aufgegangen sind, haben auch „mich dieses Feld finden und zwar gleich in seinem schönsten Glanze entdecken lassen. Es sind die beiden Grimm „zu Cassel.“

Welche Fortschritte er trotz dieser umfassenden vielseitigen Ansprache in seinem Fachstudium machte, mag ein Schreiben von Blumenbach vom 12. Januar 1813 an den

Vater des Studiosus bezeugen, worin wir folgende Sätze als Einleitung lesen:

„Ew. Wohlgeboren muss ich einmal die herzliche Freude bezeugen, die mir Ihr hoffnungsvoller Herr Sohn, mein eifriger und geliebter Zuhörer, durch seinen ausgezeichneten, recht verständigen Fleiss sowohl, als durch sein musterhaftes sittliches Betragen verursacht, wodurch er sich die allgemeine Achtung und Liebe seiner Lehrer und Commilifonen erwirbt. Ich sehe ihn fleissig auch ausser den Collegien bei mir und suche ihm neben dem öffentlichen Unterricht auch sonst durch Rath und That nützlich zu werden, so wie er mir dadurch sehr nützlich geworden, dass er meine zoologische Sammlung, so wie die zur vergleichenden Anatomie revidirt, neu geordnet und numerirt hat.“

Dieses Zeugniss erhält um so mehr Werth, wenn man erwägt, dass es den wissenschaftlichen Standpunkt des Studiosus in der Mitte des zweiten Semesters bezeichnet.

Er selbst schreibt am Ende des zweiten Semesters: „Sehr lieb, lieber Vater, war es mir, dass Sie es ganz billigten, im folgenden halben Jahr analytische Chemie zu hören und besonders, dass Sie mir empfehlen, diese meine Hauptbeschäftigung sein zu lassen. Das war auch mein Wunsch und Wille . . .“

Nach Ablauf des ersten Studien-Jahrs benutzte er die Ferien-Zeit zu einer Reise nach Herborn. Bei der Wiederankunft in Göttingen erinnert er sich in kindlicher Liebe der in der Heimath genossenen Vergnügungen, freut sich der guten Seelenstimmung, die er als Folge dieser Reise erkennt, und referirt mit neuen Entschlüssen über seine nunmehrige Thätigkeit. „Die vergleichende Anatomie,“ sagt er, „ist ein herrliches Studium, das für mich ungemein viel Reiz hat. Sie verbreitet über so manche Dinge Licht und hat dabei grossen Einfluss auf das Studium der Physiologie. — Ein zweites Studium, das ich mit eben so viel Eifer betreibe, und das

„ mir auch ebenso viel Vergnügen gewährt, ist die Chemie;  
 „ nur kommt mich diese etwas theuer zu stehen. Ich muss  
 „ nämlich absolut, wenn ich Vortheil aus diesem Collegium  
 „ ziehen soll, alle Versuche, die es nur einigermaßen zu  
 „ lassen, zu Hause für mich anstellen. Dazu sind Reagenzien  
 „ und ein kleiner Glas-Apparat nöthig. Letzterer ist bereits  
 „ angeschafft; erstere werde ich kaufen, wie ich sie nöthig  
 „ habe. Auf die chemischen Arbeiten im Laboratorium und zu  
 „ Hause verwende ich täglich 4—5 Stunden. — Das dritte  
 „ Studium, was nicht mit weniger Liebe von mir betrieben  
 „ wird, ist die Anatomie des menschlichen Körpers. Hier  
 „ kann ich nicht umhin, Ihnen abermals meinen wärmsten Dank  
 „ für die Kenntnisse abzustatten, die Sie mir darin beigebracht  
 „ haben. Herr Professor Hempel ist zwar erst an der Osteo-  
 „ logie, allein demungeachtet halte ich des Abends von 8—10  
 „ Uhr einem andern, eben nicht bemittelten Studenten nach  
 „ Loder's Tafeln ein Repetitorium über Myologie, wornach die-  
 „ ser jetzt auf der Anatomie präparirt, ohne vorher etwas  
 „ davon gewusst zu haben . . . . . Ausserdem höre ich in  
 „ diesem (dem dritten) Semester bei Blumenbach medicinische  
 „ Literärgeschichte, bei Bouterveck Naturphilosophie, bei  
 „ Schrader pharmaceutische Botanik.“

In einem späteren Schreiben berichtet er: „Ich lebe hier  
 „ in meiner alten Thätigkeit und Lust fort. Nichts stört mei-  
 „ nen stets heiteren Sinn. Meine Arbeiten gehen gut von  
 „ Statten und daher bin ich zufrieden. Wenn mir Gott ferner,  
 „ wie bisher, Gesundheit schenkt und alles Uebrigte gut fügt;  
 „ so denke ich etwas zu lernen und mir in der Welt durch-  
 „ zuhelfen. Der Stand des praktischen Arztes gewinnt täglich  
 „ mehr Reiz für mich, so wie der des gelehrten immer weni-  
 „ ger. Chemie und Botanik treibe ich in diesem Semester mit  
 „ besonderem Eifer. Das Accouchement gefällt mir und es  
 „ wird keins der Fächer sein, die ich am wenigsten werde zu  
 „ kultiviren suchen. Ueber das Accouchement möchte ich jetzt  
 „ wohl einmal mündlich und ausführlich mit Ihnen reden kön-

„nen. Zur Chirurgie (die im nächsten Semester mein Hauptfach sein soll) fühle ich nicht allein keinen Widerwillen in mir, sondern wahre Neigung . . . .“

So stand es am Ende des dritten Semesters. — Nach einer genussreichen Ferien-Reise zur Familie v. Witzleben rückte der wackere Studiosus in das vierte. Chirurgie, Therapie, Pharmacie, fortgesetztes Präpariren auf der Anatomie, medicinische Polizei und gerichtliche Medicin, daneben einige Practica und fleissiges Studiren der liebgewonnenen naturwissenschaftlichen Propädeutica gaben volle Beschäftigung; — da hüllten die schicksalsschweren Wetterwolken des Krieges von Neuem die Gegenwart in ein für die Zukunft unsichtbares Dunkel. Die Ueberbleibsel der in Russland geschlagenen Armeen waren auf dem Rückzug; hinter ihnen ihre Verfolger. Ein grosser Theil Deutschlands war bereits schon längere Zeit von Heeren überfluthet. Truppen folgten Truppen. Die ostdeutschen Universitäten waren bereits aufgelöst. Göttingen wurde von nichts Besserem bedroht. In und vor den Mauern der Musenstadt und in der Nachbarschaft campirte die Nord-Armee des Kronprinzen von Schweden. Die sonst gefüllten akademischen Hörsäle wurden täglich lechter. Aus den Studenten wurden Soldaten. Freund Menke war als Ehrengardist nach Bremen abgegangen. Fritze konnte und wollte unmöglich der Letzte sein. Er bat um die Einwilligung der Eltern. — Der glückliche Ausgang der Schlacht bei Leipzig gab für einen Augenblick Hoffnung, die begonnenen Studien ohne Unterbrechung vollenden zu können. — Mutter und Geschwister schweben in Angst. — Der Vater ist geneigt, den für die Freiheit des Vaterlandes entbrannten Sohn Theil nehmen zu lassen, jedoch, wo möglich, als Arzt. — Der Sohn äussert hierüber bescheidene Bedenken. Er will lieber gewöhnlicher Soldat werden oder erst seine Studien vollenden. Ein lebhafter, für das schöne Verhältniss zwischen Vater und Sohn und die Charaktere beider höchst interessanter Briefwechsel beginnt. — Doch ein neues Aufgebot macht der Dis-

kussion bald ein Ende. — Den Wunsch des Vaters zu erfüllen, muss ein Privatissimum bei Langenbeck, den Studiosus noch in wenigen Wochen mit den gewöhnlichsten chirurgischen Operationen — wenn auch nur an Leichen — bekannt machen und indem er der besorgten Mutter auf einem Octavblättchen nachstehende Zeilen zusendet, eilt er, mit den nöthigen chirurgischen Instrumenten versehen, im Frühling 1814 zum Schauplatz des Kriegs.

- „Mutter, gieb mir Deinen Segen,  
 „Mutter lass mich zieh'n,  
 „Wo im Kampf für Ehr und Freiheit  
 „Deutschlands Söhne glüh'n.“
- „Eng wird mir's in stiller Klause, —  
 „Bleiben kann ich nicht.  
 „Jeden reinen deutschen Jüngling  
 „Rufet heil'ge Pflicht.“
- „Ach! mein Lager flicht der Schlummer.  
 „In der stillen Nacht  
 „Raff' ich mich empor und jauchze:  
 „Deutschland ist erwacht.“
- „Und erwacht in Deutschlands Söhnen  
 „Ist der Freiheit Bild;  
 „Mutter, brennend ist die Thräne,  
 „Die dem Aug' entquillt.“
- „Und Du wolltest trostlos zagen,  
 „Wenn's mich brennend zieht  
 „Nach Gefilden, wo die Freiheit  
 „Wilder Schlacht entblüht?“
- „Auf's Gewühl der Schlacht blickt nieder  
 „Gott von seinem Thron;  
 „Engel schwingen ihr Gefieder  
 „Schützend um den Sohn.“
- „Wenn nach ausgerungnem Kampfe  
 „Heimzucht Jünglings Schaar,  
 „Und ich froh die Stadt erblicke,  
 „Die mich frei gebar;“

„Eilt der Sohn in Mutter Arme,  
 „Gott, mit welchem Muth!  
 „Denn auch er der Freiheit zollte  
 „Seiner Jugend Blut.“

„Mutter, gieb mir Deinen Segen,  
 „Mutter lass mich zieh'n,  
 „Wo im Kampf für Ehr' und Freiheit  
 „Deutschlands Söhne glüh'n.“

Vor der Festung zu Mainz wurde ihm in einem neu gebildeten Nassau-Oranischen Regimente die Stelle eines Bataillons-Arztes zu Theil und damit die heisse Sehnsucht, dem Vaterlande zu dienen, befriedigt. Seine ganze Campagne bestand freilich hier nur darin, auf einem guten Kosackenschimmel ohne merkwürdige Fata mit dem Bataillon von Ort zu Ort zu ziehen, wie es der Wechsel der Standquartiere vor und nach dem Waffenstillstande mit der Besatzung nicht anders verlangte; indessen mag der doppelte Frühling, der sich jetzt über die Gauen Deutschlands ausbreitete, den Frühling des poetischen Jünglings nicht wenig verschönert haben. Das freie Leben in der Gesellschaft froher Jugendfreunde, unter welchen er auch seinen Bruder August hier im Kriegsdienste traf, möchte man mitgelebt haben.

Wie überall, so benutzte er auch hier jedes Mittel zur Ausbildung und wenn es auch nur darin bestanden hätte, das ihm bisher unbekannt gewesene Land und dessen Bewohner kennen zu lernen.

Seine ärztliche Praxis — vielleicht für einen Geübten unbedeutend — machte ihm nicht wenig zu schaffen. Bei seinem Regiments-Arzte Dr. Huthsteiner\*) konnte er sich, da derselbe stets mehrere Meilen von ihm entfernt stationirte, in dringenden Fällen wenig Rath's erholen. In der Regel isolirt, hatte er daher doppelt Gelegenheit, die Verlegenheiten, in die der junge Arzt in der ersten Zeit seiner Praxis am

---

\*) Dermalen Obermedicinalrath zu Weilburg.

Krankenbette zu kommen pflegt, im vollen Maasse kennen zu lernen. „Getrennt von dem Regimentsarzte,“ schreibt er am 9. Mai seinem Vater, „muss ich nur zu oft empfinden, wie „Vieles mir noch zur pünktlichen Ausübung der Pflichten „fehlt, die von mir verlangt werden. Chirurgische Fälle sind „mir nur wenig, fast keine bis jetzt vorgekommen, medicini- „sche dagegen schon viele, und wie schmerzlich es mir hier „war, helfen zu sollen, wo ich oft den Charakter der Krank- „heit noch nicht einmal recht kannte und noch weniger immer „die rechten Mittel, können Sie sich leicht denken. Hätte „mich nicht das Glück bisher immer begünstigt, wären mir „Viele gestorben; ich glaube, ich hätte es nicht ausgehalten. „Dank sei es Gott! nur Einer ist mir gestorben und bei die- „sem gerade glaube ich Alles gethan zu haben, was in mei- „nen Kräften stand.“ — Ein ausführlicher Bericht über den Verlauf der Krankheit und die Behandlung dieses Patienten, so wie viele spätere Krankheitsgeschichten, die er dem Vater zur Begutachtung vorlegt, bezeichnen abermals die grosse Gewissenhaftigkeit des jungen Arztes. — Dass er sich hierdurch, so wie durch seinen soliden Lebenswandel in kurzer Zeit bei seinem Bataillone und in vielen Dörfern der Pfalz, wo er weilte, Liebe und Achtung erwarb, wird noch jetzt von seinen Bekannten gern bezeugt, — und so ungern er auch das fruchtbare, aber reizlose Flachland der Pfalz mit den grünen Hainen seiner Heimath verwechseln und statt des sauren Weins lieber Herborner Bier hätte trinken mögen; so stehen doch die Pfälzer bei ihm nicht in geringem Ansehen.

Die Fehden von Mainz waren bald geschlichtet. Noch im Sommer 1814 erhielt der Obristlieutenant v. Dressel Befehl das Oranische Regiment nach den Niederlanden zu führen. Fritze folgte. Die Tagmärsche nach Nymwegen, wo das Regiment bis auf Weiteres cantonniren sollte, bietet dem jungen Arzte, wenn auch keine besondere Abenteuer, doch manches Neue und Schenswerthe dar. Die schöne Gegend des mittleren Rheinstroms, die Natur-Merkwürdigkeiten, die historischen

Denkmale, Städte, — Alles macht auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Der Dom in Cöln vermag ihn noch einen Tag länger in dieser Stadt zurückzuhalten. Zwei Rasttage in Düsseldorf machen es ihm möglich, bei dem Bruder August, jetzt Forst-candidat in Benrath, glückliche Stunden zu verleben. In Cleve trifft er mit zwei Göttinger Universitäts-Freunden, jetzt Bataillons-Aerzte im Lützow'schen Corps, zusammen, — kurz der Genuss der Natur und der Kunst gehen mit dem der Freundschaft so Hand in Hand, dass die Beschwerlichkeiten der Märsche unter dem Wechsel der schönsten Freuden kaum zum Bewusstsein kommen.

Die Cantonirung in Nymwegen dauerte bis in den März 1815. Sie konnte dem jungen Arzte ausser seiner Praxis wenig Befriedigung gewähren. Zu den indifferenten, wenig zuvorkommenden Holländern, deren Sprache er erst lernen musste, fühlte er sich damals durchaus nicht hingezogen. Gleich nach der Ankunft auf dem Holländischen Gebiete hatte er dem Geschäftsgange gemäss sich zum Examen gemeldet, und es war ihm daher ganz recht, schon zu Anfang Octobers hierzu von dem Ober-Sanitäts-Collegium in den Haag vorgefordert zu werden.

Die Reise, so ungelegen sie auch dem Geldbeutel kam, musste neue Anschauungen gewähren. Sie ging über Dortrecht und Rotterdam. In Delft besuchte er als guter Oranier das Grabmal seiner Fürsten. Am 14. October war er im Haag. Mit einem Besuche, den er an demselben Tage noch seinen Examinatoren, den Doktoren Scheidler, Stark und Riemer abstattete, wurde hier der Anfang gemacht. Am folgenden Tage hatte er sich durch die nöthigen Papiere über seine Studien auszuweisen. Den darauf folgenden Sonntag fand die eigentliche Prüfung statt. Er bestand sie. „Das Examen,“ schreibt er, „lief gegen alle Erwartung gut ab. Die Herren „examinirten nicht sehr strenge und entliessen mich ganz „zufrieden. Den folgenden Tag wurde ich förmlich zum „*Chirurgien Aidemajor* ernannt und mit einem Diplom darüber „verschen.“

Während des Aufenthaltes im Haag hatte er seine dortigen Landsleute besucht. Der damalige Geh. Regierungsrath Hofmann und der Geh.-Rath Chelius, auch später noch seine Gönner, veranstalteten ihm zu Ehren sogar eine Spazierfahrt nach Scheveningen, wo er zum ersten Mal den imposanten Anblick des Meeres genoss. Um sich das übrige Holland noch etwas zu besehen, machte er auf der Rückreise einen Umweg über Leyden, Harlem und Amsterdam und kehrte Ende Oktobers wohlgemuth nach Nymwegen zurück.

Seine Stellung war nun angenehmer. Das erhaltene Dekret bestätigte ihn nicht nur für die Stelle, die er bisher bei dem Bataillone begleitet hatte, sondern gab ihm auch Ansprüche auf jede weitere Beförderung im Militär-Dienste. Die mitgebrachte Instruction brachte ihn in Geschäftssachen mit dem Bataillons-Chef wenig mehr in Berührung. Mit seinem Regiments-Arzte Huthsteiner stand er übrigens auch jetzt noch im freundschaftlichsten Vernehmen. Alle Briefe, welche von Nymwegen aus über ärztliche Angelegenheiten an den Vater adressirt sind, sprechen mit Beziehung auf dieses Verhältniss in einem, die Gemeinschaft bezeichnenden Plural. „Des Morgens um 7 Uhr,“ sagt er, „erhebe ich mich gewöhnlich von meinem Lager, mache mir während des Anziehens in meiner Maschine einige Tassen Kaffee, esse ein Stückchen Butterbrod und beendige während dessen die allenfalls vom vorigen Tage noch zu vollziehenden Kleinigkeiten. Um halb 9 Uhr besuche ich unsere Kranken in der Caserne mit einem von unseren recht braven Chirurgen (Rees und Neuendorf), gebe diesem die nöthigen Verordnungen für die Patienten und statte dann dem Regiments-Arzte Rapport über alles dieses ab. Um 10 Uhr ist dies gewöhnlich beendigt. Dann besuchen wir gemeinschaftlich unser venecrisches Hospital. Mit dieser Krankheit sind wir seit unserem Eintritt in Holland reichlich versehen. . . . Die Art, wie wir diese Krankheit mit dem glücklichsten Erfolge behandeln, will ich Ihnen, lieber Vater, ein andermal auseinandersetzen. Reinlichkeit



Kriegs entgegen; mit Begeisterung spricht er von dem Augenblick, wo Deutschland die letzte schmachvolle Fessel abstreift; er soll für ihn der Moment sein, der ihn zugleich dem ungehinderten Streben nach Wissenschaft wiedergibt. Mit welchem Geist und welcher Liebe zum angestammten Herrscherhause er die damaligen Zeitereignisse auffasste, mag nachstehender Auszug aus einem Briefe zeigen, den er in dem Augenblick in die Heimath sandte, als ihm die Nachricht zugekommen war, Nassau-Oranien sei an Preussen übergegangen.

„Die Würfel sind gefallen. Unser Land hat den alten „Stamm seiner Fürsten, den Heldenstamm Oranien, mit einem „neuen vertauscht. Was wir alle lange schon fürchteten, ist „endlich eingetroffen; — was man sich nicht zu sagen ge- „traute, ist geschehen — und für immer ist für uns unser „altes treues geliebtes Fürstenhaus verloren! — Stolz konnte „bisher der Nassauer auf seinen Fürsten blicken, der so mit „innerem Seelenadel geschmückt, als durch den Glanz des „tugendsamen frommen Stammes, dem er angehörte, gehoben, „eine feste Zuversicht seiner biederen Unterthanen zu werden „versprach. Sonst — während der qualvollen Franzosenzeit — „tröstete bei allem Ungemach uns noch immer die süsse Hoff- „nung des Besserwerdens, noch immer glaubte jeder Bieder- „mann an eine bessere Zeit, die wiederkommen, — noch „wussten wir unseren Fürsten uns erhalten, der auf den Thron „seiner Väter zurückkehren, seinen Unterthanen alle über- „standene Leiden vergessen machen konnte! — Und nun hat „ein Federstrich uns den genommen, auf den wir so lange „gehofft, an dem wir alle mit so inniger Liebe gehangen ha- „ben. Ich glaube zwar nicht und hoffe nicht, dass unser Land „übel unter Preussens Scepter fahren wird. Preussen hat eine „heftige Feuerprobe bestanden und ist hoffentlich geläutert „von dem vielen Fehl, reiner und biederer als je, ein neuer „Phönix aus der Asche hervorgegangen und alles Gute ver- „spreche ich mir von ihm. Auch die allgemeine Sache Deutsch- „lands glaube ich durch diesen Tausch gefördert, aber durch

„alle diese guten Aussichten wird doch der Schmerz über den  
 „Verlust unseres biedern Fürsten nicht gelindert. Ungern  
 „und nur sehr mühsam trennt der Mensch sich von den ge-  
 „wöhnlichsten Dingen, die durch langjährigen Umgang ihm  
 „werth geworden sind. Wie viel schmerzlicher muss nicht  
 „ein solcher Verlust uns sein. — Wenn ich bisher und frü-  
 „herhin die Thaten der alten Fürsten von Oranien las; —  
 „wenn ich die Reihe dieser Fürsten von dem unvergleich-  
 „lichen Wilhelm dem Schweigenden, dem Ersten sei-  
 „ner Zeit, an bis auf den jetzigen durchging, — nichts als  
 „Biedermänner oder Helden, alle entflammt von Liebe für die  
 „Freiheit und das Wohl ihrer Unterthanen fand — o, da fuhr  
 „es, wie ein warmes Thauwetter durch meine Adern. Stolz  
 „war ich darauf einem solchen Heldenstamm anzugehören und  
 „mit Wonne sah ich den helleren Glanz, der nach langem  
 „Nebel, das edle Fürstenhaus wieder zu umstrahlen anfang.  
 „— Und das soll jetzt Alles von uns genommen werden?  
 „Fremd soll uns in Zukunft all das Ehrenwerthe sein, was  
 „unsere Fürsten thaten und dessen wir uns mit theilhaftig  
 „wähten? — Jetzt in dem Augenblicke der Trennung erwachen  
 „erst lebhaft die Gefühle, die mit so engen Banden uns an  
 „unsere alten Fürsten knüpften, — und doppelt schmerzlich  
 „wird uns die Trennung, nach der kurzen fröhlichen Wieder-  
 „vereinigung. Diese Gefühle nehmen mich jetzt ganz ein und  
 „ich kann über diesen Punkt in dem Augenblicke nur wenig  
 „Anderes denken. Die mancherlei Vortheile, die für unser  
 „Land aus der Vereinigung mit dem Hause Preussen — das  
 „ebenfalls einem tüchtigen Stamme angehört und dessen Un-  
 „terthan zu sein, man sich nicht schämen darf, — erwachsen  
 „können, werden sich mir vielleicht deutlicher zeigen, wenn  
 „ich mich erst etwas vertrauter mit dieser Idee werde ge-  
 „macht haben, wenn ich weniger schmerzlich mehr den Ver-  
 „lust unseres alten Fürsten empfinde.“ —

Während der patriotische Oranier sich so mit Dingen be-  
 schäftigt, die bekanntlich über Nacht wieder anders wurden,

rührt man in Frankreich auf's Neue die Kriegstrommel. Dem feindlichen Heere zeitig genug zu begegnen, werden in Holland die Truppen concentrirt, alle Festungen neu verproviantirt und das Heer der Verbündeten auf alle Weise schlagfertig gemacht. Das Regiment Oranien-Nassau wurde von Nymwegen nach Herzogenbusch verlegt. Ein Brief von dort, am 21. März geschrieben, sagt: „Wir leben jetzt in beständiger „Unruhe. Kaum sind wir 8 Tage hier und schon haben wir „von Neuem Ordre uns marschfertig zu halten. Alle dispo- „nible Mannschaft des Depots ist unter die Compagnien ver- „theilt und dagegen alles nicht ganz Taugliche zum Depot „versetzt worden. Der Etat des Bataillons ist nach Brüssel „eingeschickt worden und wir erwarten nur noch den bestimm- „ten Befehl binnen weniger Tage nach Brabant aufzubrechen.“

Der Befehl blieb nicht aus. Denn in einem andern Schreiben heisst es: „Den 29. März brachen wir von Herzogenbusch „auf und kamen auf einem Umweg nach Maastricht zu nach „ziemlich starken Märschen am 4. April hier in Gembloux bei „Namur an, wo wir bis auf nähere Befehle bleiben sollen. „Alles hat ein kriegerisches Ansehen gewonnen. In Namur „stehen 5000 Preussen; — in der ganzen Gegend sollen an „80,000 Mann versammelt sein. Die Englischen Landungen „in Ostende gehen ohne Unterbrechung fort. Im Lande selbst „sind starke Conscriptionen ausgeschrieben, so, dass in ganz „kurzer Zeit eine sehr bedeutende Armee an der hiesigen Grenze „versammelt sein wird. Wellington hat sein Hauptquar- „tier in Nivelles, 5 Stunden von hier. Dieser Mann erfüllt „das ganze Heer mit Enthusiasmus und den besten Erwartun- „gen. Unter diesen Anstalten wird hoffentlich Alles gut gehen „und ich bin froh, recht von Herzen froh, dass ich so früh „und unter einem solchen Anführer an einem Kampfe für das „allgemeine Beste warmen Antheil nehmen kann. So nahe „mir auch das Schicksal meines Vaterlandes geht, das von „Neuem die Beschwerden der vielen Durchmärsche tra- „gen muss; so sehr es mein Herz zerreisst, wenn ich

„bedenke, dass das Blut so vieler meistens edler guter Männer und Jünglinge von Neuem fließen soll; ebenso wenig könnte ich doch im gegenwärtigen Augenblick den Frieden wünschen. Nur ein blutiger Kampf kann uns an der Nation, die keine Treu' und keinen Glauben mehr kennt, rächen — und nur blutige und theure Opfer können uns von allen den Sünden rein waschen, die wir seit Jahren auf uns geladen haben. — Hader und Zank, die von Neuem auszubrechen drohten, sind in diesem Augenblick aus unserer Mitte gebannt. Ein Zweck, ein Wille führt die Schaaren aller Nationen in einem Nu zusammen . . .“

Ein Brief, vom 2. Mai aus dem Dorfe Courtil datirt, berichtet über die weiteren Maasnahmen und die fortdauernden Waffenübungen der Armee, und eine Commissions-Reise des Bataillons - Arztes nach Brüssel gab demselben Gelegenheit, diese Stadt und die jetzt darin etablirten Englischen Hospitäler kennen zu lernen. Dem Prinzen Bernhard von Weimar, welcher ihm Beweise der freundlichsten Aufmerksamkeit gegeben, brachte er von dieser Reise Austern und dergleichen mit, wofür dieser die Artigkeit hatte, den Spender freundlichst zur Mahlzeit einzuladen und ihm ein Glas guten Rheinwein dazu vorzusetzen.

Ein neuer Cantonirungs-Wechsel führt das Oranische Regiment nach Genappe. Neue Zurüstungen, stete Waffenübungen, Revüen, Alarm-Proben mit dem fortdauernden Befehl, jeden Augenblick schlagfertig zu sein, machen jeden Schritt in die nächste Zukunft bedeutungsvoller. Denn immer näher rücken die Tage, die über das Schicksal Europa's entscheiden sollen. Endlich folgt die entscheidende Probe aller Proben. Es geht zur Schlacht.

Quatre Bras, Belle Alliance und Waterloo bezeugen das Geschehene. An dem kolossalen Löwen, der von dem Hügel des denkwürdigen Schlachtfeldes bedeutungsvoll über die weite Ebene nach Frankreich schaut, hat sich der wackere Deutsche einen ehrenden Antheil erworben.

Mit zitternder Hand schrieb er auf den Knien im Walde von Mormal zwischen Landerecies und Cambray die kaum leserlichen Worte: „Das waren heisse Tage, der 16., 17. und „18. Juni! Kugeln — gross und klein — fuhren uns um den „Kopf und die Beine wie Schneeflocken und hausten auf eine „mörderische Weise. — Drei Tage hintereinander sind wir „fast nicht aus dem Fechten gekommen. — Unsere Leute „waren in der ersten Linie auf dem linken Flügel. — Ich „habe was rechts gemetzelt und verbunden, — zehn kleinere „und grössere Amputationen gemacht. — Das Leben ist jetzt „neu für mich. — Strapazen, die ich nicht aushalten zu können geglaubt hätte, starke Märsche unter fürchterlichen Regengüssen, Nächte ohne Obdach; — doch das thut nichts. „Die Schlacht gab uns den Sieg. — Ich bin glücklich durchgekommen. Diess, liebe Eltern, Ihnen einstweilen zur Beruhigung.“ —

Erst im Lager zu Boulogne bei Paris gewann er so viel Ruhe, über die Schlacht und die spätere Verfolgung des Feindes ausführlicher zu berichten.

Während der Verhandlungen des Friedensschlusses zu Paris war er in St. Leu Taverny, 4 Stunden von Paris, einquartirt. Man kann sich denken, dass er diese Gelegenheit benutzte, an den Schenswürdigkeiten der Weltstadt nicht leer vorüberzugehen. Besonders fleissig besuchte er die dortigen Hospital-Anstalten. — Seinem Bruder August, der ihm in einem Schreiben Vorwürfe über Vernachlässigung des sonst geregelten Briefwechsels macht, antwortet er von seiner jetzigen Station mit Stollbergs schönen Worten:

„Fried' und Freude dem Bruder zuvor,  
„Und traulichen Handschlag! &c.“

und fügt hinzu:

„Von allen *Litteris tristibus*, die ich täglich in Gedanken „an Dich abschicke, wovon aber keiner zu Papier kommt, — „langt keiner bei Dir an und es ist daher kein Wunder, dass „Du mich hier in der Nähe der berühmten Hauptstadt in Freuden

„ersäuft — und so Deiner vergessen — wähnst. Du weisst  
 „daher nicht, wie wir hier bei den verfluchten Franzosen  
 „schlecht leben müssen, wie wir vor der grossen reichen  
 „Stadt drei Wochen lang in schlechten Hütten unser gutes  
 „Geld an die Franzosen bezahlen und dabei doch haben hun-  
 „gern müssen, und wie es den meisten von uns jetzt noch  
 „nicht viel besser geht, wie Cassation, Todesstrafe und Ga-  
 „leeren auf die geringste Erpressung gesetzt sind &c. Das  
 „weisst Du alles nicht und daher verzeihe ich Dir. Gewiss,  
 „ich bin lange nicht recht herzlich vergnügt gewesen, sonst  
 „hättest Du früher einen Brief bekommen; aber traurige Briefe  
 „sind weder für den Schreiber noch für den Empfänger an-  
 „genehm. . . . Jetzt bin ich ruhiger, da ich sehe, dass das  
 „Volk, was so lange uns gepeinigt und Mark und Blut aus  
 „unserem guten Vaterlande gesogen hat, doch wohl nicht so  
 „ganz glimpflich wegkommen wird, als das vorige Mal und  
 „da ich selbst billigen muss, dass man einzelne Excesse und  
 „Erpressungen der Soldaten streng verbietet, dagegen aber  
 „an förmlichen Contributionen u. dergl. es hoffentlich nicht  
 „wird fehlen lassen. — Ich war während unseres Aufenthaltes  
 „im Lager zu Boulogne recht krank und zuletzt selbst um  
 „mich besorgt. Eine bösartige Diarrhoe, die durch die vor-  
 „ausgegangenen Strapazen veranlasst wurde und vielen unserer  
 „Leute das Leben gekostet hat, hatte auch mich in kurzer  
 „Zeit ganz von Kräften gebracht. Ich war so mager gewor-  
 „den, dass es allgemein auffiel und machte überhaupt eine  
 „fatale Figur. Ein grauer Ueberrock, durch Sonne und Regen  
 „recht dreckfarbig geworden, schlotterte um mich; meine Füsse  
 „stacken in grossen Grenadier-Schuhen, weil ich an den  
 „wundgegangenen Füssen keine Stiefeln leiden konnte; mein  
 „Haupt bedeckte ein grosser Dreimaster, den der starke Regen  
 „und der nachherige grosse Staub zu einem wahren Ungethüm  
 „gemacht hatten. . . . Seit unserem Aufenthalte in St. Leu  
 „ruht aber Gottes Finger wieder sichtbarlich auf mir. Denn  
 „das darf man wohl sagen, wenn man in Zeit von vier Wochen

„ vom Gerippe zu einem ganz anständigen dicken Mann avancirt. . . . Zwar lebe ich mit allen unsern Officieren in recht gutem Einverständniß und mit einigen in angenehmen freundschaftlichen Verhältnissen, z. B. mit Wenkenbach, Chelius, Raht, v. Reichenau; allein die angenehmen Tage sind doch immer rare Vögel und ungeachtet unser fast immer heiteres Gemüth und jugendlicher Sinn uns leicht über die vielen unangenehmen Verhältnisse, in denen wir leben, wegsetzen läßt; so ist doch im Ganzen die letzte Zeit für uns alle eine der unangenehmsten und gehaltlosesten unseres Lebens gewesen. . . . . Mit unsäglicher Freude denk' ich mich in das älterliche Haus zurück. Ich versichere Dich bei Gott, lieber Bruder, je mehr ich in der Welt herumkomme, desto lieber wird mir das väterliche Haus. Mit wehmüthiger Freude, oft mit wahren Heimweh denke ich an die lieben Stunden zurück, die wir in der gelben Stube des Abends beim Klavier oder sonst im Hause verlebt haben. Es waren meist so angenehme Leutenchen da. . . . Gott, mit welchen Gefühlen, denke ich an alles dieses zurück!“

Die Freude des Wiedersehens wurde ihm bald zu Theil. Denn im Herbst 1815 kehrte der Rest des Nassauischen Regiments nach Deutschland zurück. Nach einem ehrenvollen Einzug (am 28. Decbr.) in Wiesbaden wurde das Regiment aufgelöst. Am 22. Januar 1816 eilte er froh und vergnügt in die Arme der Seinigen.

Unverdorben war er aus dem häuslichen Kreise in die Welt getreten, unverdorben kehrte er heim. Ein Alter von 24 Jahren und eine beneidenswerthe Erfahrung hatten ihn zum Mann gemacht.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Herborn begab er sich nach Marburg, um dort seine Studien zu vollenden und den *Gradum doctoris* zu erwerben. Im Spätsommer desselben Jahres kehrte er, in allen Ehren absolvirt, von dort zurück.

Unter dem Wechsel der Dinge waren inzwischen die Dillenburgerisch-Oranischen Besitzungen dem Herzogthum Nassau

einverleibt worden und der junge Doctor der Medicin hätte sich demgemäss bei der neuen Landes-Regierung zu Wiesbaden zur Staats-Prüfung und Anstellung melden können. Er zog es aber vor, die mit Holland angeknüpften Verbindungen für sein weiteres Fortkommen festzuhalten. Ein Schreiben an den König der Niederlande hatte den Erfolg, dass der junge Arzt noch in demselben Sommer zu einem zweiten Examen in den Haag eingeladen wurde. Die bereits bestandene Prüfung befähigte ihn für den Dienst eines *Chirurgien aidemajor*, die jetzt vorzunehmende sollte ihm die Ansprüche für die höheren Chargen des Militär- und Civil-Dienstes erwerben. —

Im August 1816 reiste er in den Haag ab. — Den damaligen Präsidenten des Sanitäts-Rathes Dr. Bruchmann hatte er schon bei seinem früheren Aufenthalte in Holland kennen gelernt. Als intimer Freund Blumenbach's und ein Mann von gründlicher Bildung hatte derselbe dem Schüler von Göttingen schon während des Feldzuges Beweise einer gewissen Achtung gegeben. Die als Gesundheits-Räthe fungirenden Doctoren Scheidler, Stark und Riemer bildeten auch jetzt wieder die Prüfungs-Commission. — Nach vier Wochen war auch dieses zweite Examen glücklich bestanden, und zwar so, dass das Ober-Sanitäts-Collegium den Candidaten als zum *Chirurgien major 1r Classe* befähigt anerkannte und ihn in dieser Eigenschaft alsbald für den Marine-Dienst in Vorschlag brachte. —

Eine bedeutende Reduktion der Sanitäts-Officire bei der Armee wurde jedoch Ursache, dass der neugeprüfte Ausländer für den Augenblick noch ohne Anstellung bleiben musste. Fritze suchte diese Wart-Zeit möglichst nützlich zuzubringen. Einen grossen Theil derselben verwendete er zur Fortsetzung seiner Studien und zum Besuch der Hospital-Anstalten, wie dann auch eine kleine Privat-Praxis in Familien, in die er durch seine Examinatoren und seine hier wohnenden angesehenen Landsleute eingeführt wurde, mehrfach Gelegenheit gab, den Aufenthalt in der Haagstadt nach und nach angenehmer zu

machen. Mit besonderer Dankbarkeit rühmt er in dieser Beziehung die vielseitigen Dienste, die ihm auch jetzt wieder die Herren Hofmann und Chelius leisteten. Ersterer hatte sogar die Güte, sich in Angelegenheit der verzögerten Anstellung persönlich für ihn bei dem Könige zu verwenden. — Mehrmalen erhielt er auch freundliche Einladungen von einer mit dem älterlichen Hause befreundeten Familie v. d. Polder, die jetzt in Rotterdam wohnte. — Mit dem Prinzen Bernhard von Weimar, der sich um diese Zeit ebenfalls im Haag befand, stand er auch jetzt wieder im angenehmsten Verhältnisse.

In wichtigen Fällen seiner Privat-Praxis consultirte er öfter die Doktoren Stark und Scheidler, so wie den Leibarzt des Königs, Dr. Wachter, dessen Bekanntschaft er schon in Göttingen gemacht hatte. Die nähere Beziehung zu solchen Männern konnte das gute Ansehen, in welches ihn seine cigne Persönlichkeit schon setzte, nur noch heben.

Ein Fall seiner damaligen Praxis verdient aber hier ganz besonderer Erwähnung, weil dieser ihn mit einem Manne zusammenführte, der von jener Zeit an sein innigster Freund und als solcher für sein ganzes spätere Leben von dem segensreichsten Einfluss wurde.

Ein junger Franzose, der Sohn reicher Eltern, mit Namen Lafontaine, welcher in bedeutenden Geldgeschäften mit dem Holländischen Gouvernement sich längere Zeit im Haag aufhielt, erkrankte daselbst an einem langwierigen unheilbaren Leiden. Fritze hatte zufällig die Bekanntschaft dieses jungen Parisers gemacht und wurde mit den Doctoren Scheidler, Wachter und Wahlenberg sein Arzt. Das Vertrauen, welches der Patient in Fritze setzte, forderte diesen auf, Alles aufzubieten, was bei der Entfernung vom älterlichen Hause unter solchen Verhältnissen die Sorgfalt liebender Eltern und Geschwister nur immerhin zu ersetzen vermag. Eine unausgesetzte Pflege, ein beständiges Bestreben die Leiden des hoffnungslosen Kranken auf jede Weise zu lindern,

brachten den berufstreuen jungen Arzt dahin, dass er mit Aufopferung seiner eigenen Gesundheit in den letzten Wochen fast nicht mehr aus dem Zimmer und vom Bett des Kranken wich. Unsägliche Leiden machten zuletzt dem langen Jammer mit dem Tode ein Ende.

Da tritt ein junger Mann ein: der Erste, der dem Hingeschiedenen eine Thräne zollt, der Einzige, der in diesem Augenblicke, erschüttert, mit dem gerührten Arzte in dem Entseelten den Verlust eines Freundes beweint; derselbe Mann, der bisher täglich den unglücklichen Kranken besucht und so recht innig an seinem traurigen Schicksale Theil genommen hatte. — Er war ein junger Kaufmann aus Haag. Sein Name ist Hoyer. — Ein stiller Händedruck der beiden Weinenden war in diesem Momente genug, eine immer dauernde innige Freundschaft zu besiegeln. —

Wenige Wochen nach diesem Trauerfalle erfolgte die ersuchte Anstellung. Ein kurzes Schreiben vom 17. Januar 1817 an die Eltern berichtet darüber also:

„Die Post geht gleich ab und ich habe eben nur so viel  
 „Zeit, Ihnen die mir so den Augenblick durch Herrn Dr.  
 „Scheidler recht freudig und herzlich mitgetheilte Nach-  
 „richt meiner Anstellung zu notificiren... Die Ordre dazu  
 „an den Marine- oder Kriegsminister war vom König eigen-  
 „händig *in margine* meines Gesuches geschrieben, welches  
 „zum weiteren Avis an den Gesundheits-Rath remittirt ist.  
 „Ich bin vor der Hand bei der Marine angestellt. Mein Ge-  
 „halt beträgt 1800 fl. So geht Alles zum Guten. Ich bin  
 „heiter und sehe getrost einer hellen Zukunft entgegen, wel-  
 „che Freude ich Sie und die Lieben zu Hause mit mir zu  
 „theilen bitte. Gott wacht überall über uns und wird ein  
 „fromm-vertrauendes Gemüth nicht zu Schanden werden las-  
 „sen, wie dann bis hierhin die gütige Vorsehung in allen  
 „meinen Verhältnissen nicht zu verkennen war.“

In den zunächst folgenden Briefen, von der Rhede von Texel datirt, heisst es: „Ich bin *Chirurgien major* der Kö-

„niglichen Fregatte *Wilhelmina* und gehe mit derselben  
 „nach Ostindien. Seit 14 Tagen bin ich an Bord. Für  
 „einen Ausländer habe ich ein rechtes Glück gehabt. Posten,  
 „wie mein jetziger, werden eben nicht gleichgültig und selbst  
 „an Inländer nur sehr spärlich vergeben. Es sind bei der  
 „ganzen Marine bis jetzt nur etwa 10 in meinem Range an-  
 „gestellt und über 12 darf sich vorerst ihre Anzahl nicht belaufen.  
 „— Die Equipirung zu einer Reise, wie wir eine zu machen  
 „im Begriff sind, erfordert übrigens schwere Summen, da für  
 „alles, zum gewöhnlichen Leben Nöthige für die ganze Reise  
 „gesorgt werden muss. Ich habe 8 Paar Stiefeln und Schuhe,  
 „Westen, Röcke, Sommer- und Winterhosen, 3 Dutzend  
 „Hemden, 2 Dutzend Paar Strümpfe, Halsbinden, Taschen-  
 „tücher, Unterhosen, flanelle Wamse, die ich jetzt auf dem  
 „blossen Leibe trage, Handtücher, Servietten, ein Besteck  
 „Löffel, Messer, Gabeln, — Pferdehaar-Matratzen, Kopf-  
 „kissen, wollene und gesteppte Decken, Bett-Tücher, Kopf-  
 „kissen-Ueberzüge, Tassen, Teller, Gläser, Tisch und Stühle,  
 „— dann eine gute Provision Kaffee, Zucker, Thee, Taback  
 „— kurz Alles angekauft, was auf einer so langen Seereise  
 „ganz unentbehrlich ist. — Vorschuss oder Gratification wird  
 „nicht bezahlt; daher muss jeder See-Officier einen Sachwal-  
 „ter annehmen, der während der Reise seinen Gehalt in Em-  
 „pfang nimmt und dafür die zur Equipirung nöthige Summe  
 „vorschießt. Die Freundschaft, diesen Dienst zu übernehmen,  
 „hat mir mein vortrefflicher Freund *Hoyer* erwiesen . . .“

In einem anderen ausführlichen Berichte über die der-  
 malige Stellung und Wirksamkeit des nunmehrigen Schiffs-  
 Arztes lesen wir:

„. . . . Uebrigens habe ich hier ein ganz hübsches Leben.  
 „Um 8 Uhr Morgens besuche ich die Kranken im Hospital, wo  
 „mein *Aidemajor* und die beiden *Sousaides* mit dem Ober-  
 „und Unter-Krankenwärter bereits Alles in Ordnung gebracht  
 „und die weniger wichtigen Dinge schon besorgt haben, und ver-  
 „ordne hier die nöthigen Arzneien und die tägliche Kranken-Kost.

„Unter meiner Bewahrung ruht eine grosse Quantität von  
 „Victualien, Wein, Reis, Grütze, weisser Bisquit, Rosinen,  
 „Zucker, getrocknete Zwetschen, Aepfel, — Butter, Thee,  
 „Bouillon-Kuchen etc. — alles von besonderer Güte, wovon  
 „ich den Kranken nach Gutdünken verordne. — 20 complete  
 „Betten habe ich für die Kranken; — kurz, es ist für Alles so  
 „gesorgt, dass ich recht nach Herzenslust mein Fach aus-  
 „üben kann, jedem Kranken geben, was ihm gehört, ohne  
 „durch Mangel oder etwas dergleichen beschränkt zu sein.  
 „Dabei habe ich eigentlich nur zu commandiren, ohne mich,  
 „wenn ich nicht gern selbst wollte, viel bemühen zu müssen.  
 „An meinen Gehülfen habe ich glücklicher Weise ganz hüb-  
 „sche gebildete Menschen gefunden. Ueberdem bin ich un-  
 „abhängiger an Bord, als einer, komme mit dem Capitän nur  
 „in freundschaftliche Berührung und bin — unter uns gesagt  
 „— eine ganz respectable Person unter unserer Mannschaft.“

Am 1. Mai lichtete das Schiff die Anker. Die Abschieds-  
 worte, die er in Eile von der segelnden Fregatte aus der  
 Nordsee in die Heimath sendet, lauten also:

„Vor einer halben Stunde sind wir unter Segel gegang-  
 „gen; der Helder ist unseren Augen bereits entschwunden.  
 „— Der Lootse geht so von Bord ab und ich eile, mit dem-  
 „selben Ihnen nochmals das herzlichste Lebewohl zu sagen.  
 „Gott wolle gesund und wohlbehalten uns wieder zusammen-  
 „bringen. Verfolgen Sie mich, Theuerste, auf der Karte,  
 „dort werde ich ebenfalls oft bei Ihnen sein. Küsse und Um-  
 „armungen Ihnen Allen, freundliche Grüsse allen Freunden  
 „und Bekannten. Mit ganzer Seele ewig Ihr treuer Ernst.“

Das Schiff hatte die Bestimmung über Rio Janeiro nach  
 Java zu gehen. — Hier keine detaillirte Reisebeschreibung<sup>\*)</sup>.  
 — Am 14. Mai sah unser Reisender Porto Santo, am 15.  
 Madeira, am 22. die capvertische Insel St. Antonio; den

\*) Die brieflichen Berichte enthalten ein schönes Material dazu.

5. Juni passirte er mit Begehung der unter den Seeleuten üblichen Festlichkeiten die Linie, am 18. Juni erblickte er das Cap Frio und nach einer glücklichen, nur 40 Tage langen Fahrt fielen die Anker des Fahrzeugs vor der schönen Bai der Hauptstadt Brasiliens.

Ein kurzer Aufenthalt daselbst setzte ihn in den Stand, häufig an Land zu gehen und die Sehenswürdigkeiten dieser berühmten Kaiserstadt zu sehen. Die kleinen elenden Häuser ohne Glasfenster neben der grossen Zahl kostbarer Kirchen, die schlechten schmutzigen Strassen, in denen eine unverhältnissmässig grosse Zahl dominirender Geistlichen einer noch grösseren Menge unglücklicher Neger-Sclaven begegnete, mit welchen letzteren man hier, wie auf einem deutschen Viehmarkte, unter jeder Verläugnung aller Menschenwürde schamlos Handel trieb, mochten übrigens dem jungen Europäer, der erst vor Kurzem mit Leben und Blut gegen die Knechtschaft gekämpft hatte, das längere Verweilen in dieser Stadt bald verleiden. Er machte deshalb lieber Ausflüge in die schöne Umgebung, erfreute sich am Anblick der herrlichen Gegend, sammelte Naturalien und besuchte auf diesen Excursionen die hier ansässigen, meistens in schönen Landhäusern wohnenden europäischen Kaufleute und Colonisten, bei welchen er dann auch zur Entschädigung für seine schlechte Stimmung in Rio ohne alle Empfehlung die gastfreundlichste Aufnahme fand und manchen frohen Tag verlebte. Besonders behaglich fühlte er sich in der Familie des damals hier anwesenden Russischen General-Consuls v. Langsdorf. Eine, von seinem Freund und Lehrer Blumenbach an diesen Landsmann mitgebrachte Empfehlung hatte ihm hier eine ganz besonders freundliche Aufnahme verschafft.

Schon nach 4 Wochen ging die Fregatte Wilhelmina wieder unter Segel. Am 31. August lief sie in die Strasse Sunda ein. Am 2. September landete sie vor der Rhede von Batavia.

Die ganze Reise war gut und schnell von Statten ge-

gangen. Die eigenthümliche Behandlungsweise der Kranken zu Schiff in einem bisher unbekanntem Klima, mehrere ausgehaltene Seestürme wechselnd mit langweiliger Windstille, wochenlanges Regenwetter, eine selbst bestandene heftige Seekrankheit und andere Unannehmlichkeiten, die der Seediens mit sich führte, hatte er kennen gelernt und sich durch Gewöhnung an das Unvermeidliche des Marine-Lebens für seine weitere Laufbahn nunmehr erst recht vorbereitet. Gestorben war ihm Keiner auf der Reise. Guten Muthes bewillkommte er also das Land, das den wissenschaftlichen Gesichtskreis auf's Neue erweitern sollte.

Welcher Bestimmung er zunächst zu folgen habe, war ihm selbst jetzt noch unbekannt. Nach Aeusserungen, die er in Holland und von seinem Schiffskapitän vernommen hatte, durfte er hoffen, Ostindien kennen zu lernen und dann nach einigen Jahren wieder nach Europa zurück zu kehren.

Die neue Destination liess nicht lange auf sich warten. Sie wollte es anders. — Eine Insurrektion, die damals den Holländern auf den Molukken galt und die trotz aller angewandten Anstrengungen bis dahin noch nicht hatte gedämpft werden können, machte gerade in diesem Augenblick auf Holländischer Seite neue Streitkräfte nöthig. Die eben angekommene Fregatte *Wilhelmina* war sehnlichst erwartet worden. Sie sollte dem Admiral Buiskes, damals General-Commissär von Holländisch-Indien, neue Truppen zuführen.

So unangenehm gerade diese Mission in vieler Beziehung dem freisinnigen Deutschen sein musste, so wenig lag es in seiner Macht und seinem Willen, sich davon auszuschliessen. Sein Beruf war der eines Arztes. Ihm folgte er und ging am 28. September mit der *Wilhelmina* nach den Gewürz-Inseln.

Man erwarte auch hier keine Reise-Beschreibung. — Das Umschiffen einer Menge grosser und kleiner Inseln, das Besuchen von Buchten und Häfen, die nur mit Mühe auf einer Special-Karte gefunden werden können, die Gefahren bei

Stürmen, das Schriegen bei Windstille, die Unannehmlichkeiten der Regenzeit, Krankheiten, Sterbefälle — Alles sind zu gewöhnliche Dinge, als dass wir hier derselben erwähnen dürften. Selbst die statistischen, medicinischen und naturhistorischen Berichte, mit welchen der Verstorbene seine Briefe an die Eltern, Brüder und Schwestern auf die angenehmste Weise zu durchweben wusste, können leider hier keinen Raum finden.

Der Krieg gegen die Insurgenten auf den Gewürz-Inseln nahm für Holland einen glücklichen Ausgang und hiermit war die erste Expedition, an welcher der Arzt in Ostindien Theil nahm, zur Zufriedenheit ausgeführt. „Die Unruhen in den Molukken,“ schreibt er auf der Rückfahrt nach Java (am Ostertag 1818), „sind für dies Mal beigelegt und das ganze Verhältniss dieser „wichtigen Colonie glaube ich besser und fester begründet, „als vorher. Freilich ist dabei von beiden Seiten Blut geflossen. Wer indessen das Menschen-Morden in Europa „während der letzten 20 Jahre gesehen hat, der findet die „hier vorgefallenen Gefechte und Schlachten eben nicht sehr „bemerkenswerth. Aberglaube entscheidet bei den Eilandsbewohnern den grösseren Theil der Treffen. Sobald ihre „Führer, meistens alte gebrechliche, zum Theil blinde und „taube Priester, gefangen und executirt waren, legten Alle „die Waffen nieder. Munition fehlte ihnen überdies und überhaupt ist die Kriegskunst noch sehr bei ihnen in der Kindheit. — Der Schlag Menschen gefällt mir übrigens gar „nicht unrecht und die ganze Sache ist für mich sehr interessant und in vieler Hinsicht lehrreich gewesen.“

Mehrere Inspektions-Reisen, wozu die Fregatte nach der Rückkehr verwendet wurde, gaben unserem Reisenden die gewünschtete Veranlassung, nun die Holländischen Niederlassungen auf den übrigen Sunda-Inseln zu besuchen. Die wichtigsten Punkte auf Java (Samarang, Surabaya etc.) hatte er auf der Hin- und Rückreise bei der Expedition nach den Gewürz-Inseln gesehen. Noch im Sommer 1818 bereiste

er die Küstenlande der Insel Sumatra und stationirte auf dem Rückweg eine Zeit lang auf der Malayischen Landzunge zu Malakka. Im Jahre 1819 sah er zum zweiten Mal die ganze Inselgruppe der Molukken. Ebenso umsegelte er im Sommer 1820 zum zweiten Mal das Eiland Sumatra, und noch im Herbst desselben Jahres nahm er Theil an der Schlacht von Palembang.

Die Ursache zu diesem Kriege ist bekannt. Die Zinnreiche Insel Banka, welche bekanntlich durch die Strasse gleiches Namens von dem Palembang'schen Reiche auf Sumatra's Nordostküste getrennt wird, war längst der Zankapfel zwischen den Holländern und Engländern gewesen und der Einfluss der Letzteren hatte den damaligen Sultan dieses Reiches ermuthigt, gegen die Holländer, denen er bisher unterwürfig gewesen, die Waffen zu ergreifen. Nach einem hartnäckigen Kampfe kam indessen, gegen alle Erwartung, der Sieg auf die Seite des Indianers. Unter mehreren, dem Holländischen Kriegsgeschwader angehörigen Fahrzeugen hatte die Fregatte *Wilhelmina* in diesem Gefechte so Noth gelitten, dass sie auf dem Zimmerwerft zu Surabaya ausgebessert werden musste. Ungeachtet dieses mit einem nicht unbedeutenden Aufwande geschehen war, wurde sie bald darauf von der General-Inspektion sowohl für den weiteren Kriegsdienst, wie für die Rückkehr nach Europa als unbrauchbar erklärt. Das zu anderen Diensten untaugliche Schiff erhielt daher die Bestimmung, mit mehreren kleinen Fahrzeugen die Mündungen der Palembang'schen Flüssen zu blockiren und zugleich zur Säuberung und Beschirmung der vielfach bedrohten Insel Banka zu dienen.

Erst im Sommer 1821 brachte der Admiral de Kock wieder die nöthigen Streitkräfte zusammen, um einen neuen Angriff gegen Palembang zu wagen. Die damals in Indien grassirende Cholera hatte die Fortsetzung des Krieges nicht früher möglich gemacht. — Die ausser Dienst gesetzte Fregatte *Wilhelmina* wurde nun wegen der grossen Zahl

kranker Soldaten zum Hospital-Schiff umgeschaffen und Fritze zum Direktor dieser Kranken-Anstalt ernannt. — Am 20. Juni begann das Gefecht. Der Admiral de Kock wurde mit einem Verlust von beiläufig 300 Mann zurückgeschlagen. Doch durch einen erneuerten Angriff am 24. Juni gelang es ihm, die feindlichen Batterien zu erstürmen und in Brand zu stecken, und als er am folgenden Tage fortfuhr, den Serail zu beschliessen, sah sich der hartnäckige Fürst genöthigt, sich und seine Familie auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der gefangene Sultan wurde ehrenvoll behandelt, jedoch alsbald zur Verwahrung nach Amboina abgeführt. Mit dieser, für Indien denkwürdigen Schlacht war nun die Ruhe, ja vielleicht das Bestehen der Holländisch-Ostindischen Colonie wieder ausser Gefahr gesetzt.

Die siegreiche Flotte wurde in ihre gewöhnlichen Standquartiere detachirt. Das Hospital-Schiff, was während der Schlacht auf der Rhede von Müntow, dem Hauptplatz und Fort von Banka gelegen hatte, wurde völlig desarmirt. Der Kapitain kehrte nach Holland zurück. Die übrige, noch vorhandene Mannschaft war schon vor dem Palembang'schen Treffen auf andere Schiffe vertheilt worden. Weil die alte Fregatte abgebrochen werden musste, transportirte man die grosse Zahl der zurückgelassenen Kranken nach und nach in das Hospital zu Müntow, und so kam es, dass auch der europäische Arzt nach einer vierjährigen, in vielfacher Hinsicht müh- und gefahrvollen Seereise im Jahre 1821 auf der Insel Banka ansässig wurde, obschon er bisher immer noch gehofft hatte, mit der Fregatte wieder zu den lieben Seinigen nach Europa zurückzukehren.

Man hatte ihn zum *Chirurgien major* der Armee ernannt und mit einer monatlichen Gage von 400 fl. zum Direktor des Hospitals und Chef sämmtlicher Sanitäts-Angelegenheiten der Insel gemacht. Nach einem so langen unstäten Leben auf dem unsicheren Elemente mochte ihm eine solche Stelle für den Augenblick nicht unerwünscht kommen. Ein äusserst freundlicher Empfang, den er im August 1821 bei einem

kurzen Besuche seiner Vorgesetzten zu Batavia gefunden, die vielen Beweise, die man ihm daselbst in Betreff seiner bisherigen Dienstführung gab; die Aussichten, welche sich ihm für eine demnächstige ausgedehntere Wirksamkeit eröffnen etc. — bestimmten ihn wenigstens, die vortheilhafte Stellung, welche ihm die neue Beförderung darbot, nicht undankbar von der Hand zu weisen.

„Es giebt Augenblicke in unserem Leben,“ schreibt er noch vor seiner Abreise von Batavia aus, „die über unsere „ganze Zukunft entscheiden, und davon ist der wohl einer, „der mich so eben fest bestimmt hat, vorläufig noch hier in „Ostindien zu bleiben. Ich habe die Sache reiflich erwogen, „in einem ruhigen kalten Momente, wie sie mir an Bord „häufig genug zu Theil geworden sind, — hier, wo wir oft „ein halbes Jahr abgeschieden von der übrigen Welt, auf uns „selbst reducirt, uns selbst leben und mit uns selbst reden „lernen. — Es ist wahr, wir lebten an Bord mit einer zahlreichen „Familie in einem sehr engen Raume zusammen und man sollte „denken, dass man da weniger allein sein könnte, als irgendwo „anders. Und doch ist es nicht so. Der Officir, der Tag und „Nacht ermüdende Wachen auf dem Verdecke thun und sich „ausserdem mit Berechnungen, Journalen etc. beschäftigen „muss, schläft gewöhnlich in der Zeit, die ihm nach seinem „Geschäfte übrig bleibt. Die Mittagstafel abgerechnet — wo „man gewöhnlich 2—4 Stunden zusammensitzt — sieht man „sich daher den übrigen Tag gewöhnlich wenig. Jeder sitzt „oder liegt in seiner Hütte. Für mich, der mit nichts, als „mit den Kranken zu thun hatte, überdiess eine der unab- „hängigsten Personen an Bord war, blieb nach der Abend- „und Morgen-Visite in der Krankenstube der ganze übrige „Tag frei. Dabei ging ich nie vor 12 oder 1 Uhr zu Bette und „habe folglich, — Studien und einige administrative Arbeiten „abgerechnet — noch eine Menge Zeit gehabt, um mich mit „mir selbst zu unterhalten. Ich habe dadurch gelernt, einsam „zu leben und bin recht glücklich und zufrieden, wenn ich

„auch nichts neben mir sehe, als meinen Schatten. Ich habe  
 „gelernt, mich inniger mit Gott zu unterhalten und — wie  
 „ungereimt und den gewöhnlichen Begriffen widersprechend  
 „es auch scheinen mag — für mich ist das Sceleben eine  
 „Schule der Religiosität, der Stille und Zufriedenheit gewor-  
 „den... Demungeachtet gefällt mir das ewige Schriegen,  
 „Schwanken und Schweben nicht mehr, und so Folge ich denn  
 „in Gottes Namen meinem Rufe nach Banka.

Dort wurde er sehnlichst zurückerwartet; denn die Cholera, die bisher vorzugsweise auf Java gehauset und dort bereits über 200,000 Menschen weggerafft hatte, — hatte nun auch den Weg nach Banka gefunden. Was der verheerende Einfluss des ohnehin trügerischen Klimas und der letzten Kriege von Menschen noch am Leben gelassen hatte, schien dieses Ungeheuer noch völlig vernichten zu wollen. Dieser Umstand mochte den Menschenfreund doppelt bestimmen, nach Banka zurückzukehren. —

Der feste Wohnsitz machte es ihm nun auch möglich, eine Familie zu gründen. Im Herbst 1821 verheirathete er sich, und zwar mit Euphémie Halewyn, Tochter eines früheren Residenten von Timor, der in diesem Augenblicke als Justizrath zu Surabaya fungirte. An ihr scheint er Alles gefunden zu haben, was eine brave Gattin zu einem stillen häuslichen Glücke nur beitragen kann. Entfernt von jeder Habsucht, womit so viele Europäer in Ostindien ihre Seele bellecken, konnte er nun erst recht seinem Berufe leben. Inwiefern er aber das gethan, mag hier das Urtheil eines bekannten Reisenden bezeugen, der die Wirksamkeit des Arztes in dieser Periode lange Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Wir meinen den Verfasser der „Land- und Seereisen im Niederländischen Indien.“ Wem bekannt ist, mit welcher Unparteiligkeit dieser Schriftsteller seine Ansichten über die Verhältnisse der Holländisch-Ostindischen Colonie dem Publikum übergeben hat, wird wissen, welchen Werth man einen solchen Zeugnisse beizulegen hat.

„Ich zweifle nicht,“ sagt der Kritiker, nachdem er sich über tausend Dinge tadelnd ausgesprochen hat, „dass der „Leser meinen Willen gütig auslegen und mir vergönnen „werde, hier nun auch eines braven Mannes mit dem höchsten „Lobe zu gedenken. Es ist dies der sehr unterrichtete, ge- „müthliche, anspruchlose, für das Wohl seiner Patienten „— so geringen Standes sie auch sein mögen — alles opfernde, „menschensfreundliche, durch und durch brave und unermüdiich „eifrige Arzt Herr Ernst Albert Fritze; ein Mann, „dessen sorgfältiger und rastloser Anstrengung die halbe mili- „tärische Besatzung der Insel Banka in einem sehr gefährlichen „Zeitpunkte die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatte; der „seine eigne Besoldung im Nothfall zur Versorgung der Kran- „ken anwandte und seine eigne Gesundheit für die Erhaltung „seiner Patienten wagte; ein Mann, ein Arzt, ein Menschen- „freund, der mit Herz und Seele seinen edlen Beruf erfüllt, „der nur lebt für das Wohl seiner Nebenmenschen, und „Geistes- und Leibeskräfte, selbst sein Vermögen zu jeder „Zeit für die Genesung seiner leidenden Brüder opfert \*).

Hiermit mag man in Uebereinstimmung bringen, was der bescheidene Mann selbst schreibt: „Ich finde mein grösstes „Glück und wahres Vergnügen in der Ausübung meiner „Pflichten. Dabei hat Gott meine Verrichtung bisher gesegnet. „Ich habe das Glück gehabt, viele meiner Patienten, mitunter „gefährliche, genesen zu sehen und — für dieses Land — wenige „verloren. Ich habe mit glücklichem Erfolge einige seltene „Operationen verrichtet und kann kaum sagen, wie glücklich „und dankbar gegen den Geber alles Guten mich dies alles

---

\*) Vergleiche „Land- und Seereisen im Niederländischen Indien und einigen brittischen Niederlassungen, unternommen in dem Zeitraume von 1817 bis 1826, durch J. Olivier, ehemals Sekretär zu Palembang. Aus dem Holländischen übersetzt. 53ster Bd. der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde.“ Weimar, 1829. Seite 272.

„macht. Der Chef des Gesundheits-Dienstes der Colonie hat mir verschiedene Beweise seiner Zufriedenheit gegeben und wie wenig auch dies in Vergleichung kommt mit der inneren Zufriedenheit, da ich es mühsamer finde, mir selbst genug zu thun, als meinem Chef; so sehr influirt doch das Betragen unserer Oberen gegen uns auf unsere Ruhe. Mit dem hiesigen Residenten stehe ich in recht guten Verhältnissen und darf überhaupt versichern, dass ich im Allgemeinen in gutem Ansehen stehe und mehr Achtung geniesse, als ich verdiene . . .“

Es würde zu weit führen, hier auch nur in den einfachsten Umrissen das schöne Verhältniss anzudeuten, in welchem er zu seinen Untergebenen, zu seinen Freunden und Hausgenossen, besonders aber zu seiner treuen Euphémie lebte; aber unterlassen kann ich hier nicht, ein Excerpt eines seiner Briefe aus dieser Zeit folgen zu lassen, welcher uns den Eindruck bezeichnet, den die grosse Mortalität dieses Landes auf ihn äusserte. „Ich geniesse gegenwärtig eine Seelenruhe, die ich früher nicht gekannt habe und die Ursache davon ist gewiss der stets lebendige Gedanke an den Tod. Studien und die Betrachtung der ganzen, mich hier umgebenden Welt erinnern mich unablässig an diesen wichtigen Moment. In Europa, wo wir seltener durch plötzliche Todesfälle getroffen werden, wo ein sehr hohes Alter eine gewöhnliche Erscheinung ist, wiegt die Entfernung, in der man sich von diesem wichtigen Augenblicke wähnt, leicht in Vergessenheit desselben ein; man durchläuft die verschiedenen Altersstufen und hofft als Greis noch Zeit genug zu finden, um sich zur letzten Reise vorzubereiten. Ganz anders ist es hier. Die meisten der hier oft grässlich wüthenden Krankheiten machen sehr kurzen Prozess. Ein Alter von 60 Jahren ist eine grosse Seltenheit, dagegen die Zahl der in der Blüthe des Alters und in voller Gesundheit Hingerafften sehr gross. Wie oft geschieht es hier nicht, dass man eine zahlreiche Familie in vollem Leben und Treiben verlässt; nach

„einer Abwesenheit von einigen Monaten will man seine  
 „Freunde wieder aufsuchen; doch die Thüren sind verschlos-  
 „sen oder ein fremder Bewohner erzählt uns, dass von jenen  
 „Menschen niemand mehr lebt. Heute glänzt man hier von  
 „Schmeichlern und Neidern umgeben, morgen liegt man auf  
 „der Bahre und übermorgen ist man vergessen . . . Gewiss  
 „es ist nur ein Augenblick, dies Leben, der sich im Begriff  
 „der Ewigkeit ganz verliert und bei Gott der Sorgen nicht  
 „werth ist, die sich so viele Thoren machen, um des Gutes  
 „so viel zusammen zu scharren, als wäre ihr irdisches Dasein  
 „ohne Ende . . . Und darum halte ich den für glücklich, der  
 „seine Seele aus dem allgemeinen Verfall bringt, der gegen-  
 „wärtig wenigstens der hiesigen Welt zu drohen scheint.“

Im Februar 1825 wurde er als Staats-Arzt mit dem Range eines Majors in die zweite Militär-Abtheilung nach Samarang auf die Insel Java befördert. Doch als er, diesem Rufe folgend, zuerst nach Batavia reiste, um daselbst für die neue Stelle die erforderlichen Instructionen zu empfangen, behielt man ihn provisorisch dort, weil an diesem Orte die Stelle durch den Urlaub des Staats-Arztes der ersten Abtheilung gleichfalls offen stand. Bald darauf erkrankte der Chef des Gesundheits-Dienstes der Land- und Seemacht in Indien. Fritze erhielt dadurch zu seinem Provisorium noch ein zweites, nämlich die Verwaltung des ganzen Medicinal-Wesens. Da er überdies als Staats-Arzt zugleich der erste Arzt am Militär-Hospital zu Batavia war, worin durchschnittlich 4—500 Kranke behandelt wurden, und er ausserdem noch eine bedeutende Praxis hatte; so musste jetzt sein Leben von Neuem ein äusserst thätiges und regsames werden. Mit seinen Einkünften hatte es sich — obgleich er für die Verwaltung der Stelle des *Chirurgien en Chef* der Armee keine Vergütung bezog — auch etwas gebessert. Sein monatlicher fixer Gehalt betrug jetzt 500 Gulden; den seiner Praxis durfte er sich wenigstens ebenso hoch rechnen.

Diese provisorische Stellung dauerte übrigens nur ein

Jahr. Denn als im Februar 1826 der dirigirende Arzt der ersten Militär-Abtheilung von seiner Urlaubsreise nach Europa zurückkehrte, trat dieser, als Aelterer, in die genannten Funktionen ein und an Fritze kam nun die Reihe, seiner ursprünglichen Bestimmung nach Samarang zu folgen. Dorthin kam er aber nun nicht. Er hatte gebeten, statt nach Samarang in die zweite, lieber nach Surabaya in die dritte Militär-Abtheilung versetzt zu werden und man hatte, da sich diese Einrichtung ohne Nachtheil zu Gunsten seines Wunsches treffen liess, seinem Gesuche willfahrt. Der Wunsch, mit seinen Schwiegerältern an demselben Orte zu wohnen, hatte die nächste Veranlassung zu diesem Wechsel gegeben.

Von den Anstrengungen, die ihm der bisherige Dienst zu Batavia und die Mühen des Ueberzugs bereitet hatten, in hohem Grade körperlich und geistig angegriffen, langte er im April an seinem neuen Bestimmungsorte an. Eine Erholungsreise, die er in das Innere der Insel vornahm, brachte ihn nach der Rückkehr jedoch bald wieder zu Kräften und nun begann für ihn in Surabaya ein neues schönes Leben. Nicht nur das Zusammensein mit den Angehörigen seiner Frau, sondern auch manche andere Rücksichten machten ihm die neue Station angenehmer, als es die provisorische Stellung zu Batavia gewesen war. Er hatte wieder mehr Ruhe und konnte mit grösserer Pünktlichkeit seine Dienstpflichten ausüben und mit mehr Musse seinen Studien nachhängen. Er wünschte daher auch nicht, so bald wieder von hier abberufen zu werden. In mehreren Briefen, worin er seine gegenwärtige Lage als eine in jeder Hinsicht glückliche preist, sagt er unter Anderem: „Wir, „meine liebe Euphemie und ich, leben recht zufrieden hier. „Unser Ehestands-Himmel ist bisher ohne Wolken geblieben „und wird durch die immer genauere Bekanntschaft selbst täglich heiterer. Ich fühle mich wieder im Genuss einer vollen „Gesundheit. . . . Mir würde in Wahrheit nichts mehr fehlen. „wenn ich Euch, liebe Eltern und Geschwister, nur zu Zeugen „meines Glückes machen könnte. Doch dies wird vorerst nur

„frommer Wunsch bleiben: denn ich kann unmöglich meinen  
 „Wirkungskreis hier so leicht aufgeben, und obgleich es mir  
 „hier wohlgeht, möchte ich doch um kein Gut Jemanden von  
 „Euch hier sehen. Unter 20 Menschen findet nicht einer,  
 „was er hier sucht und besonders in der neuesten Zeit nicht  
 „mehr, wo die Brodkörbe täglich höher gehangen werden; 19  
 „sterben aus Verdruss, arm und vor der Zeit, betrogen in  
 „ihren Erwartungen. Im Ganzen findet man der Zufriedenen  
 „nur wenig. Das Land ist und bleibt den meisten fremd.  
 „Täglich sieht man eine Menge von Bekannten, meistens junge  
 „Menschen, durch den Tod hingerafft und das alles macht,  
 „dass der, welcher nach Hause kehren kann, keinen Augen-  
 „blick länger hierbleibt. Auch ich gedenke das später zu thun.  
 „Mit meinem gegenwärtigen Range habe ich in 7—8 Jahren  
 „eine Pension von 2400 fl. anzusprechen und mit dieser ge-  
 „denke ich, so Gott will, den Abend meines Lebens in Deutsch-  
 „land zu beschliessen.“

Der angenehme Aufenthalt zu Surabaya war übrigens nicht von der erwarteten Dauer. — Im Jahre 1828 rückte der ältere Staats-Arzt zu Batavia in die Stelle des obersten Chefs der Medicinal-Angelegenheiten vor und Fritze wurde nun als dirigirender Arzt ersten Ranges zur ersten Militär-Abtheilung nach Batavia berufen. Er folgte diesem Rufe und fand nun auch hier — da er mit den Geschäften des *Chirurgien en Chef* diesmal nichts zu thun hatte — eine angenehme Wirkungs-Sphäre. — Neben einer bedeutenden sonstigen Praxis dirigirte er auch diesmal wieder das Militär-Hospital, worin durchschnittlich 500 Kranken verpflegt wurden. Doch wurde er damit ziemlich leicht fertig. Er stand jetzt so, dass er sich aus dem ärztlichen Personale die erforderliche Zahl brauchbarer Assistenten auswählen und dadurch zugleich einen angenehmen Zirkel von gebildeten jungen Aerzten um sich versammeln konnte.

Im Jahre 1831 ertheilte man ihm den Rang eines Obristlieutenants. Besoldung und Pensions-Ansprüche wurden hier-

mit erhöht. Sein fixer Gehalt betrug jetzt monatlich 650 fl. — Nach vollendeter Dienstzeit hatte er jährlich 3000 fl. und, wenn er starb, seine Frau 1000 fl. Pension zu erwarten. — Als ausübender Arzt hatte er sich in und um Batavia eines bedeutenden Rufes zu erfreuen.

„Meine Einkünfte,“ schreibt er um diese Zeit, „sind jetzt so, dass ich nicht allein' ohne die geringste Sorge meinen Haushalt bestreiten, sondern auch ohne Mühe meinem Nächsten helfen und doch auch für meine späteren Jahre noch etwas zur Seite legen kann.“ Die Einnahme muss aber in der That nicht unbedeutend gewesen sein; denn in demselben Schreiben, worin wir diese Aeusserung lesen, findet sich eine kurze Darstellung der Einrichtung seines (nach den dortigen Verhältnissen) einfachen Hauswesens, woraus hervorgeht, dass die Bedienung allein — so wohlfeil sie auch in diesem Lande sein mag — eine bedeutende Summe absorbirt haben muss.

„Zur Aufsicht und Bedienung in meinem Hause,“ heisst eine Stelle in jenem Berichte, „habe ich eine männliche und eine weibliche Bedienung, einen Hausknecht und eine Magd, einen Koch und für den Garten einen Gärtner im Dienst. Da man hier selten oder nie zu Fuss geht und meine Geschäfte, insbesondere von der Art sind, dass ich beinah beständig im Wagen sitze; so bin ich genöthigt, eine ansehnliche Zahl Pferde zu halten und in diesem Augenblick zählt mein Stall 25 Stück, die zur Bespannung von 5 verschiedenen grösseren und kleineren Reise- und anderen Wagen unentbehrlich sind. Zur Wartung der Pferde und zum Kutschiren sind 2 Kutscher und 9 Stallknechte erforderlich. Wie gross auch dieses Personal erscheinen mag, so ist es doch im Vergleich mit sehr vielen, ja den meisten einigermassen grossen Haushaltungen hier wenig. . . .“

Im Sommer 1836 wurde die Stelle des obersten Medicinal-Beamten der Colonie vacant und Fritze avancirte abermals. Er wurde jetzt zum Colonel-Chef der Civil- und Militär-Sanitäts-Angelegenheiten der ganzen Holländisch-Ostindischen Co-

lonie ernannt und begleitete nun die höchste Charge, welche ihm hier zu Theil werden konnte. — Seine Praxis gab er nun auf; doch folgte er gern, wenn in wichtigen Fällen seine Dienste verlangt wurden, namentlich wenn andere Aerzte in kritischen Fällen ihn zu Rath zu ziehen wünschten. — Was die administrativen Arbeiten ihm an freier Zeit übrig liessen, verwandte er auch jetzt noch am liebsten auf seine Studien. — Die neue Dienst-Stellung machte es ihm zur Pflicht, jährlich eine grosse Inspections-Reise in die verschiedenen Districte der Insel Java zu machen, um daselbst die Hospitäler, Infirmerien, Vaccine-Anstalten &c. zu besuchen. Mit grossem Vergnügen benutzte er diese Gelegenheit, sich über den Naturzustand des Landes zu unterrichten. Den Naturwissenschaften, deren Wichtigkeit für den Arzt er zu jeder Zeit vom richtigen Standpunkte aufgefasst und festgehalten hatte, konnte er jetzt ganz besonders seine Aufmerksamkeit schenken. Er bestieg die höchsten Berge und bestimmte ihre Höhe. Er besuchte die erloschenen und noch thätigen Vulkane, Solfataren &c. und lieferte interessante Beschreibungen davon. Er untersuchte die Mineralquellen und referirte über die nützlichen und schädlichen Einwirkungen derselben. Selbst die industriellen und commerziellen Verhältnisse sprachen ihn — obschon er persönlich keinen Vortheil darin suchte — so sehr an, dass er sie als Hilfsmittel zur Cultur mit in seine Berichte aufnahm. Alle diese Beobachtungen legte er mit motivirten Anträgen dem Gouvernement vor und es ist hierdurch manche nützliche Anstalt gegründet und befördert; mancher Missbrauch beseitigt, vor Allem aber das Holländisch-Ostindische Medicinal-Wesen auf einen besseren Fuss gebracht worden. Zu seinen Untergebenen stand er im angenehmsten, freundlichsten Verhältnisse. Als Mann von tiefer wissenschaftlicher Bildung hatte er nicht nöthig, sich seinen Collegen gegenüber durch Titel, Rang und eine weise Amts-Miene die nöthige Achtung zu verschaffen. Seine humanen Lebens-Ansichten, sein frommes und anspruchsloses Leben gingen auch bis auf's Kleinste in den Dienst über

und machten ihn der Stufe würdig, die zu verdienen ihm Jeder gern eüräumte.

Im Frühjahr 1838 wurde das schöne Leben des braven Mannes unerwartet auf die herbste Weise getrübt. Ein heftiges Fieber entriss ihm seine Gattin. Der Verlust war gross, doch wusste der vielfach Geläuterte auch dieses traurige Geschick mit männlicher Ruhe und Gleichmuth zu ertragen. Der Hinblick auf das jenseitige Leben wurde dadurch bei ihm nur lebendiger und die Hoffnung eines dereinstigen Wiederschens fester. Er lebte nun mit doppelter Aufmerksamkeit um so mehr seinen Pflichten. Reisen und anderen amtlichen Verkehr abgerechnet, widmete er seine Tage in stiller Zurückgezogenheit der Lectüre und seinen Studien. Die Zahl seiner Dienstjahre berechnete ihn zum Bezug einer sehr ansehnlichen Pension und tausend Andere hätten es nun vorgezogen, unter solchen Umständen nach Europa zurückzukehren. Fritze wurde von seinen Verwandten und Freunden dringend und häufig dazu aufgefordert, konnte sich aber nicht mehr dazu entschliessen. In einem Antwortschreiben auf eine solche Einladung sagt er: „Ich habe mich nie leicht zu grossen Sprüngen in meinem Leben aus eigenem Antriebe entschliessen können, sondern bin immer mehr dem Strome gefolgt, auf dem mir das Schiff meines Lebens zu treiben bestimmt schien, habe das Ruder nur in so weit zu lenken getrachtet, um Klippen und Untiefen zu vermeiden, ohne mich dem Strome selbst entgegenzustemmen und kann mich noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, ein Land und Verhältnisse zu verlassen, worin ich so lange glücklich und zufrieden war, worin ich manches Gute thun konnte und noch kann, wo ich Bürger geworden bin, wo ich — ohne Anmassung und Stolz darf ich es sagen — allgemeine Achtung geniesse und wo endlich sie ruht, die mir so lange treu zur Seite stand. — Ich fühle, dass ich, einmal unter Euch zurückgekehrt, nicht leicht Euch wieder verlassen werde. Ich weiss, welche herzliche Aufnahme mich unter Euch erwartet; ich erkenne sehr

„gut den Unterschied zwischen dem gemüthlichen, heiteren,  
 „freundlichen Leben bei Euch und dem trocknen, kalten, ge-  
 „fühllosen Dasein in diesem Lande: aber — ich bin daran  
 „gewöhnnt und Gewohnheit wird zur anderen Natur. . . . Was  
 „das Land und die Verhältnisse hier bieten, um unser Leben  
 „weniger einförmig, weniger trocken und kalt zu machen,  
 „steht mir zu Gebot. Bis jetzt fühle ich mich gesund und  
 „stark und habe vieles von dem vergessen, was, wenn ich  
 „es einmal wieder genieße, mir den Aufenthalt hier verbittern  
 „würde. Warum sollte ich denn dem Allen Adieu sagen? . . .“

So schrieb er am 17. September 1838. Im April 1839 besuchte ihn sein Freund und Landsmann Präsident Winter und fand ihn noch im besten Wohlsein. Derselbe stand eben im Begriff nach Europa zurückzukehren und hatte gehofft, den Freund, mit dem er seine Laufbahn in Indien begonnen und glücklich vollendet hatte, bewegen zu können, nun auch mit nach dem Heimathlande zurück zukehren. Doch der Entschluss, wenigstens noch einige Jahre dem liebgewonnenen Lande seine Kräfte zu weihen, stand bei Fritze zu fest. Er entliess den scheidenden Freund mit einigen Briefen an Mutter und Geschwister. Es waren die letzten, die von ihm nach Europa gelangten. Im folgenden Monat überfiel ihn ein gastrisches Fieber, was ihn nach einem kurzen Leiden am 13. Mai zu einem besseren Leben abrief. —

Welchen Eindruck sein Tod auf die Umgebung machte, mag ein Artikel vom 22. Mai 1839 aus der zu Batavia erscheinenden Zeitschrift „Javanische Courant“ bezeugen, den wir als Uebersetzung aus dem Holländischen wörtlich hier folgen lassen: „Ein für das gesammte Niederländisch-Indien und für  
 „Alles, was da gut und edel ist, überraschender und schmerz-  
 „licher Verlust ist in diesen Tagen durch das Absterben des  
 „allgeliebten Chefs des Medicinal-Wesens E. A. Fritze er-  
 „litten worden. In der Blüthe seines männlichen Alters, mit-  
 „ten in der nützlichsten und richtigsten Wirksamkeit, wurde  
 „er plötzlich von einer verrätherischen Krankheit ergriffen und

„binnen wenigen Tagen in das Grab gestürzt. Mag aber auch  
 „der Tod immerhin seinen zahlreichen Freunden und Bekannten  
 „und der Gesellschaft ihn entrückt haben: noch lange wird  
 „sein Name im dankbarsten Segen und Andenken bleiben,  
 „dieweil seine Werke ihm eine unvergängliche Ehrensäule  
 „errichtet haben. Als Gelehrter zeichnete er sich in ver-  
 „schiedenen Fächern rühmlich aus; die Batavische Gesellschaft  
 „war davon in den letzten Jahren Zeuge: als Arzt ist sein  
 „Ruhm weit über unser Lob erhaben; die Tage, in denen er  
 „in untergeordneten Stellen von einem Krankenlager zum  
 „andern eilte, die Zeit, als er an die Spitze des Medicinal-  
 „Wesens gestellt war, und vor allem das grosse Militär-  
 „Hospital zu Weltevreden, das er in den vortrefflichen  
 „Zustand, in dem es sich gegenwärtig befindet, gebracht hat,  
 „sind davon die schönsten Denkmäler. Den Unterricht der Ju-  
 „gend beförderte er mit Eifer und Energie, besonders in seiner  
 „hohen Stellung als Präsident der Haupt-Unterrichts-Commis-  
 „sion in Niederländisch-Indien. Das Loos der Unglücklichen,  
 „der Wittwen und Waisen ging seinem Herzen nahe, und  
 „auf jede mögliche Weise suchte er, dasselbe zu verbessern,  
 „denn ist Zeuge das Waisenhaus von Parapattan, das  
 „er gestiftet, als Präsident des Vorstandes drei Jahre lang  
 „geleitet und für dessen Bewohner er als Freund und Vater  
 „gesorgt hat; denn sind Zeuge so viele Thränen der Dank-  
 „barkeit für das Gute, das er an Bedürftigen im Verborgenen  
 „sowohl, als offen bewiesen hat.“

Eine in derselben Zeitschrift am 21. August 1839 er-  
 schienenen Anzeige vom Verkauf seiner Bibliothek lautet also:  
 „Wir glauben unsern Lesern keinen Undienst zu thun, wenn  
 „wir sie auf eine wichtige Büchersammlung aufmerksam machen,  
 „die im Oktober durch die Buchhändler Cijfveer & Comp.  
 „verkauft werden soll. Sie ist dem, für die Wissenschaft und  
 „die Gesellschaft nach menschlicher Ansicht zu früh entschlaf-  
 „enen Dr. E. A. Fritze in seinen Studien behülflich gewesen.  
 „Gleichwie dieser vortreffliche Gelehrte sich nicht allein auf

„sein eigentliches Fach, das der Arzneykunde, beschränkte;  
 „sondern mit seinem scharfsichtigen und strebsamen Geiste  
 „das ganze Gebiet der Wissenschaft und Alles, was darauf  
 „Bezug hat, umfasste; so war auch seine Bibliothek aus Büchern  
 „jeder Art zusammengesetzt. Ausser den ausgezeichnetesten  
 „Schriftstellern über Anatomie, Heil- und Entbindungskunde  
 „findet man darin sehr schöne chemische und naturgeschicht-  
 „liche Werke. Erdbeschreibung und Geschichte, Reisebeschrei-  
 „bungen, Poësie und alles, was in das Gebiet der schönen  
 „Wissenschaften gehört, nehmen einen ausgedehnten Platz  
 „ein, wie dann die ganze Bibliothek den Beweis liefert von  
 „der Wissbegierde und Gründlichkeit, die den Verstorbenen  
 „in allen Beziehungen auszeichnete. . . . Mit einem Worte:  
 „wie der, der die Bibliothek gebrauchte ein ungewöhnlicher  
 „Mensch war; so ist auch die Sammlung seiner Bücher eine  
 „Erscheinung, die in der wissenschaftlichen Welt selten statt-  
 „findet.“

Von drei Kindern, die er hinterliess, war das älteste  
 -- ein Sohn -- schon im Jahre 1833 von ihm nach Europa zu  
 Freund Hoyer gesandt worden, um nach kurzem Aufenthalte  
 und einiger Gewöhnung an europäische Verhältnisse unter der  
 Aufsicht der Anverwandten in Deutschland erzogen zu werden.  
 Nach dem Tode des Vaters folgten auf demselben Wege dahin  
 auch die beiden jüngeren Töchter.

Seine Freunde auf Java haben aus freiwilligen Beiträgen  
 von 16,000 fl. dem Verewigten ein prachtvolles Monument  
 errichtet.